



E. T. A. Hoffmann's
gesammelte Schriften.

12.
Zwölfter Band.



Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

Inhalt des zwölften Bandes.

Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren.

(Zwei Theile.)

Zweiter Theil.

E. T. A. Hoffmann's
Erzählungen
aus
seinen letzten Lebensjahren.

Zweiter Theil.

Datura fastuosa.

(Der schöne Stechapfel.) †)

Erstes Kapitel.

Das Glashaus des Professors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Professorin. Kampf und Entschluß.

In dem Glashause des Professors Ignaz Helms stand der junge Student Eugenius und betrachtete die schönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erste milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenlosen Himmels, strahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenster. Die Blumen, die noch in grüner Wiege schlummerten, rührten sich wie im ahnenden Traum und trieben die saftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Reseda, die immerblühende Rose, der Schneeball, das Veilchen, erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den süßesten, lieblichsten Düften, und hin und wie-

---

†) Taschenbuch für Liebe und Freundschaft &c. Herausg. von St. Schütze. Frankfurt a. M. 1823 (Fr. Wilmans).

der flatterten schon Vögelein, die sich schüchtern hervorgewagt aus dem warmen Nest, hinan und pickten an die Scheiben, als wollten sie sehnsüchtig den schönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hause verschlossen.

„Armer Helms," sprach Eugenius mit tiefer Wehmuth, „armer alter Helms, alle diese Pracht, alle diese Herrlichkeit schaust du nicht mehr! — Deine Augen schlossen sich für immer, du ruhst in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, du bist unter all' deinen lieben Kindern, die du so treulich hegtest und pflegtest, und keines, dessen frühen Tod du beklagtest, ist gestorben, und nun erst verstehest du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die du nur zu ahnen vermochtest." —

In dem Augenblick klapperte und handthierte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar sehr unter den Blumen und Pflanzen umher. —

„Gretchen, Gretchen!" rief Eugenius, „was machst du denn? ich glaube beinahe, du begießest schon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit, und verdirbst, was ich sorglich gepflegt." — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius," sprach sie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „schelten Sie doch nur nicht, seyn Sie doch nur nicht böse. Sie wissen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hause kein Thau, kein Regen erquickt, schauten mich verschmachtend an, und ich müsse ihnen Speise und Trank reichen." — Naschwerk, fiel ihr Eugenius in die Rede, Naschwerk, Gretchen, verderbliches Naschwerk ist ihnen das jetzt, woran sie erkranken und sterben. Ueberhaupt, du meinst es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber

es fehlt dir ganz an botanischer Kenntniß, und du giebst dir, meines sorgsamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist, denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ordnung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag' einmal, Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden? — „Ja!" rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!" — Siehst du, sprach Eugenius weiter, siehst du nun wohl, Gretchen, daß du nicht einmal deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt du sagen. —

„Galanthus nivalis," sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!" rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm, aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen seyn könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind" — „Bist du es nicht mehr, Gretchen?" fiel ihr Eugenius in die Rede. „Ei nun," erwiederte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man sich doch wohl nicht mehr zu den Kindern." — „Und doch," sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe —"

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite und machte sich mit den Töpfen zu schaffen, die dort auf dem Fußboden standen, sich zu ihnen niederkauernd. —

„Sey nicht böse, Gretchen," fuhr Eugenius sanft fort; „bleibe immer das gute, fromme, liebe Kind, das Vater Helms der bösen Verwandtin entriß, und dann sammt seiner edlen

Frau so hielt, als wär's die eigne Tochter. — Doch du wolltest mir etwas erzählen!"

„Ach," erwiederte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das ist wohl wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünschen, will ich nur alles ganz ehrlich gestehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen so vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und sie, nun, Sie wissen es ja, Herr Eugenius, wir waren sonst Ein Herz und Eine Seele, und spielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her seyn — war Röschen so ernst, so sonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen und sagte, ich sollte sie nicht mehr Röschen nennen, sondern Fräulein Rosalinda. — Ich that das, aber seit dem Augenblicke wurde sie mir immer fremder und fremder — ich hatte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich sie plötzlich mit fremden, stolzen Namen anreden sollte."

Hm, sprach Eugenius, es ist zuweilen etwas in deinen Worten, Gretchen, was ganz seltsam und sonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was du sagen willst, und versteht doch eigentlich nicht, was du gesprochen. Aber das thut der herrlichen botanischen Wissenschaft nicht den mindesten Abbruch, und wenn auch dein Röschen jetzt Fräulein Rosalinda geworden, darfst du doch dich wohl um die Namen deiner Lieblinge, wie sie in der vornehmen, studirten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, sieh' aber nach den Hyacinthen. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht. Aus der Peruque quarrée scheint nicht viel wer-

den zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im December so stolz blühte, ist schon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor fido läßt sich hübsch an. Den Hugo Grotius, den magst du tapfer begießen, der muß noch tüchtig ins Wachsthum. —

Indem Gretchen, die aufs neue hoch erröthet, als Eugenius sie sein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Lust, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Professorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte sie darauf aufmerksam, wie herrlich schon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der selige Herr Professor beinahe noch höher geschätzt, als die Amaryllis formosissima, weshalb er sie denn auch ganz besonders hege und pflege, seinem theuern Lehrer und Freunde zum steten Andenken.

„Sie haben," sprach die Professorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüth, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen seinen Schülern, die denn so nach und nach ins Haus gekommen sind, hat mein verstorbener Mann so geschätzt, so väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch so verstanden, keiner ist seinem Innersten so verwandt gewesen, keiner so in das recht Wahre und Eigenthümliche seiner Wissenschaft eingedrungen, als Sie. Der junge Eugenius, pflegte er oft zu sagen, ist ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächse, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter seiner Pflege. Ein feindliches, störrisches, ruchloses Gemüth, das ist der Satan, der das Unkraut säet, welches wild aufwuchert, und vor dessen giftigem Hauch die Gotteskinder absterben. — Gotteskinder nannte er ja seine Blumen."

Dem Eugenius standen die Thränen in den Augen. Ja, liebe hochverehrte Frau Professorin, sprach er, diese fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen soll dieser schöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, so lange noch ein Hauch des Lebens in mir ist. — Wenn Sie es erlauben, Frau Professorin, so will ich jetzt, wie es der Herr Professor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen, neben dem Glashause, beziehen, dann hab' ich alles besser im Auge. —

„Eben," erwiederte die Professorin, „eben fiel es mir recht schwer aufs Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieser Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verstehe mich wohl auch recht gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen, und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau, wie ich, mag die so rührig seyn, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Eugenius —"

Wie! rief Eugenius voller Schreck, wie, Sie wollen mich verstoßen, Frau Professorin? —

„Geh," sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen, ins Haus, und hole mir einmal das große Umschlagetuch, es ist doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das einmal ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genöthigt bin. Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr, Sie haben kaum das vierundzwanzigste erreicht, ich könnte füglich Ihre Großmutter seyn, und ich meine, daß

dies Verhältniß unser Beisammenseyn heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die, so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede, hämischer Neckerei bloß stellen würden. Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen, darum ist es nöthig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlassen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterstützen, wie meinen Sohn, und würde dies auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das sind und bleiben meine Kinder."

Eugenius stand da ganz stumm und starr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie sein fernerer Aufenthalt bei der Professorin irgend etwas Anstößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der bestimmte Wille der Professorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis seines ganzen Lebens galt, in dem alle seine Freuden wohnten, verlassen, der Gedanke, daß er nun von seinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, scheiden solle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menschen, denen ein kleiner Kreis, in dem sie sich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wissenschaft oder der Kunst, welche das Eigenthum ihres Geistes worden, den schönsten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens suchen und finden; denen das kleine Reich, worin sie heimathlich sind, die fruchtbare Oase in der großen unwirthbaren freudenleeren Wüste scheint, für die sie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil sie sich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Men-

schen eben ihrer Gesinnung halber in gewisser Art immerdar Kinder bleiben, daß sie ungeschickt, linkisch, ja in dem steifen Gewande einer gewissen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engherzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphta-Flamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns, und ihr stilles harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt, und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde, denn dafür müsse er jeden andern Ort halten, welcher er auch sey.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen.

„Eugenius," sprach sie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhältnissen, wie sie bis jetzt bestanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!" —

„Es ist," fuhr sie fort, als Eugenius sie verwundert anblickte, „es ist gar nicht möglich, daß ein Gemüth, wie das

Ihrige, auch nur das mindeste Mißverständniß hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, daß der Vorschlag, den ich Ihnen so eben machte, keinesweges ein augenblicklicher Einfall, sondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung ist. — Sie sind mit den Verhältnissen des Lebens unbekannt und werden sich nicht so bald, vielleicht nie darein zu schicken lernen. Sie brauchen selbst in dem engsten Kreise des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfnisses abnimmt, der für Sie bis in das Kleinste hinein sorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz sich selbst und der Wissenschaft leben können. Das aber vermag niemand besser als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich seyn und bleiben im strengsten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau! — Gewiß ist Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Priesters uns auch verbunden, in keiner Hinsicht sich in unserm Beisammenseyn etwas ändern wird, es sey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erst in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit desto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius! den Vorschlag, der manchen Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung vernichten, und Ihnen desto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbe-

quemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam hinein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will," sprach die Professorin, „ich will durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund! — entscheiden Sie sich erst dann, wenn Sie sich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sich entschließt, beschlafen müsse."

Damit verließ die Professorin das Glashaus und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts herrlicheres, wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kund gethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wohl an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, das ganz stilles frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rath der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Deliriren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwunden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis des Professors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters

eine junge Großnichte ins Haus — ein ganz hübsches artiges Mädchen, die aber seine Aufmerksamkeit so wenig erregte, daß er, als sie einige Zeit weggeblieben, und es bald darauf hieß, sie werde zurückkommen und einen jungen Doktor am Orte heirathen, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden Segen erflehen wolle. — Nun geschahe es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er sonst so oft im Hause gesehen, ein ganz anderes, höheres Wesen schien ihm die engelschöne Braut. Sie war in weißen Atlas gekleidet. Eng umspannte das reiche Gewand den schlanken Leib und floß dann herab in breiten Falten. Durch kostbare Spitzen schimmerte der blendende Busen, das kastanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar schmückte reizend der bedeutsame Myrthenkranz. Eine süße fromme Begeisterung strahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels schien über sie hingegossen. Der alte Helms schloß die Braut in seine Arme, dann that die Professorin ein gleiches und führte sie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunst des höchsten Entzückens das Engelskind stürmisch an seine Brust drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den sich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geschah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchschnitt seine Brust, und doch dünkte ihm, es sey ihm

nie wohler gewesen. — „Wie, wenn nun die Braut sich dir nahte, wenn du sie auch an deine Brust drücktest?“ — Dieser Gedanke, der ihn plötzlich traf, wie ein elektrischer Schlag, schien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenlose Angst, die ihn erdrücken wollte, war ja selbst die glühendste Sehnsucht, das dürstendste Verlangen, es möge sich das begeben, was sein ganzes Ich auflösen müßte in vernichtender Schmerzeslust.

Jetzt erst bemerkte ihn der Professor und sprach ihn an: „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unser junges glückliches Ehepaar — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünschen, das ist wohl ziemlich.“ — Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die holde Braut nahte sich, reichte ihm mit der anmuthigsten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wissen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun schwanden ihm auch die Sinne, er hielt sich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm sprach, er fand sich erst wieder, als das junge Paar längst das Zimmer verlassen und der Professor Helms ihn ein wenig ausschalt wegen seiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verstumme und wie ein lebloses Wesen erscheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltsam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erschüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in seinem Innern zerfloß zum wirren Traum. —

Die Gestalt der holden engelschönen Braut, wie er sie damals in dem Zimmer des Professors Helms geschaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem glühenden Leben vor Augen stand, und alles namenlose Weh jenes Augenblicks preßte aufs neue seine Brust zusammen. Aber es schien ihm, als sey er selbst der Bräutigam, und die Schönste breite die Arme aus,

daß er sie umfange und an seine Brust drücke. Und da er im Uebermaß des höchsten Entzückens auf sie losstürzen wolle, fühle er sich festgekettet, und eine Stimme rufe ihm zu: Thor, was willst du beginnen, du gehörst nicht mehr dir selbst an, du hast deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe und Lust blüht dir mehr auf, denn in den Armen des eisigen Winters bist du erstarrt zum Greise. — Mit einem Schrei des Entsetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als sähe er die Braut, und hinter ihm stehe die Professorin und bemühe sich mit eiskalten Fingern ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geschmückte schöne Braut nicht schauen möge. — „Hinweg," rief er, „hinweg, noch ist meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erstarrt in den Armen des eisigen Winters!" — Mit der glühendsten Sehnsucht flammte ein tiefer Abscheu auf gegen die Verbindung mit der alten sechzigjährigen Professorsfrau. —

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas verstört aussehen; die Professorin erkundigte sich sogleich nach seinem Befinden, bereitete ihm selbst, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen stärkenden Trank und pflegte und hätschelte ihn wie ein verzärteltes krankes Kind.

Und, sprach Eugenius zu sich selbst, und all' diese mütterliche Liebe und Treue sollte ich lohnen mit dem schwärzesten Undank, in wahnsinniger Bethörtheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von schnöder Sinneslust Verblendeten stürzen sollte ins Verderben? — Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Fest, unwandelbar fest steht mein Entschluß! —

Noch an demselben Abend wurde die alte beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Zweites Kapitel.

Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmusik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa pudica.

Eugenius war eben beschäftigt, einige Topfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hineintrat. — So wie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte wohl auch ein anderer gethan, der weniger empfänglich für das Bizarre, als der joviale lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlicher Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des seeligen Professors erschlossen, und sogar geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Professors, von indischem mit den buntesten Blumen jeder Art besäeten Zeuge, eben eine solche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderseite gerade ein glühendes Lilium bul-



biferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglings-gesicht in dieser Maske aus, wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre," rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt, „ich glaubte, es spucke hier, und der seelige Professor wandle, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüthen! — Sage, Eugenius, wie kamst du zu dieser Maskerade?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das genaueste nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige seltne Nachtmützen, die ein vollständiges Herbarium vivum ersetzten. Diese wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an besonderen Festtagen aufs Haupt setzen. Selbst der jetzige Anzug sey aber schon deshalb höchst merkwürdig und schön, weil der verstorbene Professor eigenhändig mit unauslöschbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever sich durch näheres Beschauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, so daß solch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in feiner sauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum omphalodes, Daphne mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte aufs neue ausbrechen

in Lachen, doch plötzlich wurde er sehr ernst, schaute dem Freunde tief ins Auge und sprach: „Eugenius! — Wär' es möglich — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders seyn, als ein possenhaftes albernes Gerücht, das der böse Leumund dir und der Professorin zum Hohn ausstreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man sagt, du würdest die Alte heirathen?"

Eugenius erschrak ein wenig, dann versicherte er aber mit niedergeschlagenen Augen, daß allerdings wahr sey, was man spreche.

„So hat mich," rief Sever in vollem Eifer, „so hat mich das Schicksal zur rechten Stunde hergebracht, dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an dessen Rande du stehst! — Sage, welch' ein heilloser Wahnsinn hat dich ergriffen, daß du dein Selbst in der schönsten Zeit verkaufen willst für ein schnödes Handgeld?" — So wie es dem Sever zu geschehen pflegte bei solcher Gelegenheit, er sprudelte auf, erhitzte sich selbst immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünschungen ausstieß gegen die Professorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf setzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, still zu schweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrausende Hitze hatte dem Eugenius seine ganze Haltung wieder gegeben. Er setzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältniß auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache sich von Haus aus gestaltet, und schloß endlich mit der Frage: welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Professorin eben ganz unbedingt sein Lebensglück machen werde?

„Armer Freund," sprach Sever, der nun auch wieder

ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverständnissen hast du dich versponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die fest geschürzten Knoten zu lösen, und dann, erst aus den Banden gerettet, wirst du den Werth der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!" „Nimmermehr," rief Eugenius, „mein Entschluß steht fest. Du bist ein unseliger Weltling, wenn du zweifeln kannst an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigste aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!"

„Höre," sprach Sever, „du nennst dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil bist du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrnen das Uebergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magst du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich dich versichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst in der ganzen Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur dein Glück, aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrthum befangen. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des Andern. Was sie selbst lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestaltung ist ihnen der Prototypus, nach dem sie das, was in des Andern Brust verschlossen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Professorin kenne in all' ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß sie nie heftiger Leidenschaft fähig war, daß sie jenes Phlegma von jeher besaß, welches die Mädchen

und Frauen lange hübsch erhält, denn in der That noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma selbst war, wissen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nächst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in sich trugen, so mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es ist kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätscheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaste auf den herrlichsten Moccakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den sie aus zum Feuertode verdammten Collektaneen des Seligen zugeschnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wenn nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?" —

„Du meinst," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen — Krankheit" —

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glasfenster einmal ein paar Augen hineinblicken, von deren feuri-

gem Strahl die Kruste schmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen" —

„Ich verstehe dich nicht!" rief Eugenius.

„Und," sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider solche Strahlen schützt kein botanischer Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. — Und — abgesehen von dem, was sich in der Art Verderbliches ereignen kann, so lastet von Haus aus in diesem wahnsinnigen Bündniß der ärgste aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüthe des Lebens erkrankt und abstirbt — es ist der Fluch des Lächerlichen." —

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund sagen wollte; er war im Begriff, sich so viel möglich belehren zu lassen über die unbekannte Region, von der Sever schwatzte, als die Professorin hineintrat.

Ueber Severs Antlitz zuckten tausend ironische Fältchen, ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Professorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Wesen und Verhältnisse im Leben, von denen der gemeine Weltsinn nichts wisse, nichts ahne.

Es sey hier gesagt, daß die Professorin beim ersten Anblick Jeden seltsam wohlthuend ansprechen mußte, dessen Sinn nicht verschlossen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue,

wie er aus Albert Dürer's Matronen spricht; denn einer solchen Matrone glich die Professorin ganz und gar. —

Also Sever verschluckte das spitze Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und selbst dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Professorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. —

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gastlichkeit der alten Frau, der besondere Zauber der edelsten Frauenwürde, der über ihr ganzes Wesen verbreitet, hatte ihn so befangen, daß er in seiner tiefsten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider seinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich seyn in dem widersinnigen Verhältniß mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft. —

Doch! — wohl geschieht es im Leben, daß eine ausgesprochene böse Ahnung eintrifft im nächsten Moment, und so begab es sich denn auch, daß sich schon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, dessen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünschung. —

Eugenius seltsamer Bräutigamsstand war bekannt geworden, und so konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch besuchte, ihn Alle mit lachenden Gesichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppeltreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun scholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe süße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. s. w.

Dem Eugenius stieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Bursche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er stieß ein garstiges Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius, mit geballter Faust schlug er seinem Widersacher ins Gesicht, daß er rücklings überstürzte. Er raffte sich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenstock, mehrere thaten ein Gleiches, da sprang aber der Senior der Landsmannschaft, zu der beide, Eugenius und der Bursche, der ihn beschimpft, gehörten, dazwischen und rief stark: Halt! — seyd ihr Straßenbuben, daß ihr Euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht Euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer seine Braut ist. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unsrer Aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar so plebejisch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat; rührt sich aber jetzt einer, so hat er es mit mir zu thun. Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hause. „Du bist," sprach er dann zu Eugenius, „du bist ein braver Junge, du konntest nicht anders handeln. Aber du lebst zu still, zu eingezogen, man sollte dich beinahe für einen Tuckmäuser halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts seyn; fehlt es dir auch nicht an Muth, so hast du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell ist einer unsrer besten geübtesten Schläger, der setzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht seyn, ich schlage mich für dich, ich fechte deine Sache aus; du kannst darauf bauen." Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst du wohl," sprach Sever, „siehst du wohl, wie meine Prophezeihungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?"

„O schweige," rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein ganzes Wesen ist zerrissen! — Gott im Himmel! — welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Jähzorn! — Ich sage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!"

„Nun," sprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein."

„Bleibe weg," fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner gepriesenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange sorgliche Mühe schuf. — O mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, todt vor meinen Füßen lägen."

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willst dich schlagen?" so fragte Sever ganz erstaunt; Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Muth und Entschlossenheit das ersetzen würden, was ihm an Geschicklichkeit abginge. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigste dem Geschickten unterliegen müsse. Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter sey, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat Recht, du bist ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod sollst du nicht gehen, ich bin dein Secundant und werde dich schützen, wie ich es nur vermag.“ —

Leichenblässe lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus seinen Augen flammte ein düstres Feuer, und seine ganze Haltung war fester Muth, die Ruhe der Entschlossenheit selbst.

Nicht wenig erstaunte Sever und eben so der Senior, als Eugenius sich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem sein Gegner beim ersten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geschickter Stoß in die Brust, daß er zusammenstürzte.

Eugenius sollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch sey. Marcell, den man für todt gehalten, erholte sich wieder, und nun erst, da der Wundarzt erklärte, Rettung sey möglich, begab sich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hause. „Ich bitte dich,“ rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anstatt des friedlichen Eugenius stehet ein gewaltiger Mensch vor mir, welcher stößet wie der vortreff-lichste Senior, und eben so viel Muth und Gelassenheit hat, als dieser.“ — „O mein Sever,“ erwiederte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hättest Recht, möchte Alles nur ein böser Traum seyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht schleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finstern wilden Geistern.“ —

„Und," fuhr Sever fort, „und diese finstre wilde Geister, die jedes Paradies zerstören, was sind die anders, als die Mißverständnisse, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beschwöre dich, laß ab von einem Entschluß, der dich verderben wird! — Ich sprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirst du ihn empfinden. Du bist brav, entschlossen, und es ist vorauszusehen, daß du, da nun einmal es unmöglich ist, das Lächerliche deines Verhältnisses mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal schlagen wirst deiner Braut halber. Aber je mehr dein Muth, deine Treue sich bewähren mag, desto schärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines studentischen Heldenthums verbleicht in der absoluten Philisterei, die die alte Braut über dich bringen muß." —

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu schweigen, die unabänderlich in seinem Innern fest stehe, und versicherte nur noch auf Befragen, daß er seine Fechtkunst lediglich dem verstorbenen Professor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der älteren Zeit, ungemein auf diese Kunst und überhaupt auf das, was in studentischer Sprache „Comment" heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, schon der Bewegung halber, sich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müssen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden besucht, hinlängliche Uebung gekommen. —

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Professorin ausgegangen und nicht zu Mittage, sondern erst am Abende nach Hause kommen werde, da sie gar Vieles in der Stadt zu besorgen. Ihm fiel dieses deshalb ein wenig auf, weil es ganz

aus der Gewohnheit, aus der Lebensweise der Professorin lag, das Haus auf so lange Zeit zu verlassen.

Vertieft in ein wichtiges botanisches Werk, das ihm eben erst zur Hand gekommen, saß Eugenius in dem Studierzimmer des Professor Helms, das nun das seine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das sich am Morgen begeben, beinahe vergessen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald darauf trat die Professorin in Eugenius Zimmer. Er erstaunte nicht wenig, sie in dem vollen Staat zu sehen, den sie nur an hohen Festtagen anzulegen pflegte. Das schwere faltenreiche Kleid von schwarzem Moor, reichlich mit schönen Brabanter Spitzen besetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben solche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Gestalt der Professorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Ansehen.

Eugenius sprang auf von seinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erscheinung trat, selbst wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in seiner Seele hervor, und unwillkührlich aus der tiefsten Brust rief er: O mein Gott!

„Ich weiß," sprach die Professorin mit einem Ton, der in erkünstelter Ruhe nur zu sehr die tiefste Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat sich auch einmal meinethalber schlagen müssen, als ich seine Braut, ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheirathet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß Niemandes Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders seyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu

fassen, was sich auf jener dunkeln Kehrseite des Lebens begiebt, die ihr, will sie Weib seyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschifft hat, erzählt, und nicht weiter forschen! — Noch von anderm ist hier aber die Rede. — Ach, so sollte man, — ist die Sinnenlust der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst nicht mehr verstehen, sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach! — als mein Helms sich um meinetwillen schlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, man nannte mich schön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott begeifert. — Nein, das darf, das soll nicht seyn! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müssen uns trennen!" —

„Nimmermehr," schrie Eugenius, indem er der Professorin zu Füßen stürzte und ihre Hände an seine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht verspritzen für meine Mutter?" — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückseliger," fuhr er dann plötzlich auf, „ist nicht alles zerstört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon todt — in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängniß." —

„Seyn Sie ruhig," sprach die Professorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „seyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr, der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rektor zugebracht. Er hat sich mit dem Senior Ihrer Landsmannschaft, mit dem Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, besprochen. — „Das ist keine gemeine alberne Rauferei," sprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen."" —

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in dem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verherrlichen schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes Murmeln und leises Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend im Grimm lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: Wollt ihr, so werde ich euch beistehn in dem saubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird sich dann auch Keiner wei-

gern, mit mir ein Tänzchen zu machen, so lange als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann! —

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius aus dem Fenster blickend, erkannte im Laternenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verlassen.

„Ich weiß nicht," sprach die Professorin, als die paar alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unserm Gretchen ist, warum sie geweint hat, wie im trostlosesten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um sie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes liebes Töchterlein!" — So sprach die Professorin, und schloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja," sprach Eugenius, „Gretchen ist unser gutes liebes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen." Damit zog er sie zu sich hin, und drückte, was er sonst bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos sank Gretchen in seinen Armen zusammen.

„Was," rief Eugenius, „was hast du, Gretchen? — Bist du denn eine kleine Mimosa *), daß du zusammenfährst, wenn man dich anrührt?"

„Das arme Kind ist gewiß krank, der feuchte kalte Dunst in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;" so sprach die Professorin, indem sie der Kleinen die Stirne rieb mit stärkendem Wasser. Gretchen schlug die Augen auf mit einem tiefen

---

*) Mimosa pudica — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen sich bei der geringsten Berührung zusammen.

Seufzer, und meinte, es sey ihr plötzlich gewesen, als bekäme sie einen Stich ins Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber. —

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors und studirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geschah Punkt sieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dies Zimmer begab sich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum Guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Gespräch wurde es acht Uhr, dann stieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis eilf Uhr. Dann kleidete er sich an und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz," rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche

zu loben pflegte, wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitre gute Gemüth meines Seligen!" — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längst bekannt, doch wieder aufs neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors geleert wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr Abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius ertheilte dann ein Paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Professorin, dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen, um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors, von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamerem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche einfache Leben fort, aus dem sich Eugenius nicht hinaussehnte, in dem ihm sein ganzes Wirken und Seyn eingeschlossen schien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsstoff sich im Innern gebähren, wenn der Geist, seinen eignen Organismus verkennend, im unseligen Mißverständniß den Bedingungen des Lebens widerstrebt. Krankheit zu nennen

war nämlich die hypochondrische Selbstgenügsamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erstarrte, und die, immer mehr ihm seine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer seinem engen Kreise lag, kalt, schroff, scheu erscheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Gesellschaft seiner Gattin Mutter das Haus verließ, so kam er aus aller Berührung mit seinen Freunden; Besuche vermied er auf das sorglichste, und selbst Severs, seines alten treuen Freundes, Gegenwart beängstete ihn so sichtlich, daß dieser auch wegblieb.

„Es ist nun einmal so mit dir gekommen, du bist und mußt nun todt seyn für uns. — Ein Erwachen würde dich erst recht tödten!" —

So sprach Sever, als er das letztemal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe sagen wollen.

Die Spuren des geistigen Verkränkelns zeigten sich auch bald auf Eugenius todtbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloschen, er sprach die matte Sprache des Engbrüstigen, und sah man ihn in dem Ehrenkleide des verstorbenen Professors, so mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus seinem Rock, und selbst wieder hineinwachsen. Vergebens forschte die Professorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, sich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe; er versicherte indessen, daß er sich niemals wohler gefühlt. —

Eugenius saß eines Tages in der Gartenlaube, als die Professorin hineintrat, sich ihm gegenüber setzte, und ihn stillschweigend betrachtete. Eugenius schien, in ein Buch vertieft, sie kaum zu bemerken.

„Das," begann endlich die Professorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!"

Eugenius fuhr, beinahe erschreckt durch den fremdartigen scharfen Ton, in dem die Professorin jene Worte sprach, von seinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Professorin sanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen sich der Welt ganz und gar, es ist Ihre Lebensweise, die Ihre Jugend verstört! Ich, meinen Sie, sollte nicht tadeln, daß Sie in klösterlicher Einsamkeit sich einschließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wissenschaft leben, aber es ist dem nicht so. Fern sey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre schönsten Jahre einem Verhältniß opfern sollten, das Sie mißverstehen, indem Sie dies Opfer bringen. Nein, Eugenius, hinaus sollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann."

Eugenius versicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreise, der seine einzige Heimath sey, liege, einen innern Abscheu hege, daß er sich wenigstens unter den Menschen beängstet, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wisse, wie er es anfangen solle, hinauszutreten aus seiner Einsamkeit.

Die Professorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, sagte ihm nun, daß der Professor Helms eben so, wie er, das einsame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet sehr oft und in seinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewisses Kaffeehaus besucht, in dem sich meistens Gelehrte, Schriftsteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So sey er stets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort

durch mancherlei Mittheilungen reichlich geärndtet für seine Wissenschaft. Ein gleiches solle Eugenius thun.

Hätte die Professorin nicht darauf bestanden, schwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, sich wirklich hinauszuwagen aus seiner Klause.

Das Kaffeehaus, dessen die Professorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der schriftstellerischen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu besuchen pflegten, so daß in den Abendstunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie seltsam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erstenmal sich in diesem Gewühle befand. Doch fühlte er seine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand sich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakzimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke, und den mannigfachen Gesprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verrieth. Er stand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen, je mehr er sich deshalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und

3*

Zorn, desto wunderlicher wurde das Deutsch, das er herausstotterte. Endlich rief er auf Spanisch: Der Mensch tödtet mich mit seiner Dummheit. Eugenius verstand das Spanische sehr gut, und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden und erbot sich, den Dolmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes Glück halte, auf Jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wohl die herrlichste sey, die es gäbe. Er rühmte Eugenius Aussprache und schloß damit, daß die Bekanntschaft, die er der Gunst des Zufalls verdanke, fester geknüpft werden müsse, welches nicht besser geschehen könne, als bei einem Glase des geistigen feurigen Weins, der auf dem vaterländischen Boden wachse.

Eugenius erröthete über und über, wie ein verschämtes Kind; als er indessen ein Paar Gläser von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen lassen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die sein Inneres durchströmte, eine ganz besondere Lust an des Fremden lebensheiterm Gespräch.

„Er möge," begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick stillschweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun gestehe, daß bei dem ersten Blick er sich über sein Aeußeres gar verwundert. Sein jugendliches Gesicht, seine ganze Bildung, stehe nämlich mit seiner bis zum Bizarren altfränkischen Kleidung in solch wunderlichem Widerspruch, daß er ganz besondere Beweggründe vermuthen müsse, die ihn nöthigten, sich auf diese Weise zu verunstalten."

Eugenius erröthete aufs neue, denn einen flüchtigen Blick auf seinen zimmtfarbnen Aermel, mit den goldbesponnenen Knöpfen auf dem Aufschlag, werfend, fühlte er selbst lebhaft, wie seltsam er abstechen müsse gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode schwarz gekleidet, mit der feinsten, blendend weißen Wäsche, mit dem Brustnadelbrillant, die Eleganz selbst schien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer seinem Charakter läge, jemanden seine Lebensverhältnisse abzufragen, indessen flöße ihm Eugenius ein solches hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blasses abgehärmtes Gesicht spräche dafür, und das altfränkische Kleid sey gewiß das Geschenk irgend eines alten Mäzens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten bei Seite zu setzen und so offen zu seyn, als er es gegen den innigsten bewährtesten Freund seyn würde."

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständniß, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden, veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältniß, er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sey auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage möge fortdauern, so lange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam alles angehört; dann sprach er mit bedeutendem, scharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie, und glaubte in dieser Einsamkeit, die Andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wogen des Lebens laut auf, und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor, und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das Leben, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hineintönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage," sprach Sever, „sage mir um des Himmelswillen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehause? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu siehst du ganz erregt, erhitzt aus, als hättest du ein Glas Wein zu viel getrunken!"

Eugenius erzählte, wie alles gekommen, wie die Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch," rief Sever, „was doch die alte Professorin für einen Scharfsinn hat fürs Leben! In der That, sie sieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen! — O der klugen weisen Frau!"

„Ich bitte dich," erwiederte Eugenius, „schweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich so eben verließ."

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er ist übrigens ein Spanier und Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, der seit Kurzem angekommen, und das schöne Landhaus vor der Stadt bezogen hat, das sonst, wie du weißt, dem bankerott gewordenen Bankier Overdeen gehörte. — Doch, das wirst du schon alles wissen von ihm selbst."

„Mit nichten," erwiederte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen."

„Das ist," sprach Sever lachend weiter, „das ist der wahre Weltbürgersinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies, und ist ganz gewiß ein Spitzbube, denn so oft ich ihn sah, fiel mir an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich ihn schon auf ganz besonderen Wegen. — Hüte dich — nimm dich in Acht, o mein frommer Professorssohn!"

„Nun merk' ich wohl," sprach Eugenius voller Unmuth, „daß du es darauf abgesehen hast, mich durch deine lieblosen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber du sollst mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern spricht, die ist es, der ich allein traue, der ich allein folge."

„Füge es," erwiederte Sever, „füge es der Himmel, daß deine innere Stimme kein falsches Orakel seyn mag!" — —

Eugenius vermochte erst selbst nicht zu begreifen, wie es geschehen können, daß er dem Spanier in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft sein ganzes Inneres erschlossen, und hatte er der Macht des Augenblicks die seltsame Aufregung zugeschrieben, in der er sich befunden, so mußte er nun, da das Bild des Fremden in seiner Seele unverwischt fest stand, es sich selbst gestehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Wesen des Fremden sich kund that, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieses Wesen schien ihm die Ursache des seltsamen Mißtrauens zu seyn, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius sich wieder auf dem Kaffeehause einfand, schien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, sey es gewesen, daß er gestern Eugenius Vertrauen nicht erwiedert, und nicht auch von seinen Lebensverhältnissen zu ihm gesprochen. Er nenne sich Fermino Valies, sey Spanier von Geburt und zur Zeit Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen, und mit dem er hergekommen. Das Alles habe er schon gestern von einem seiner Freunde Namens Sever erfahren, erwiederte Eugenius. Da flammte ein glühend Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen, und verschwand eben so schnell. Dann sprach er mit stechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich schwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird sagen können, als ich selbst." — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl seinem neuen Freunde,

daß er, kaum der Knabenzeit entwachsen, verführt durch die boshafte Arglist mächtiger Verwandten, in ein Kloster gegangen und Gelübde gethan, gegen die sich später sein Innerstes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloser Marter hoffnungslos hinzusiechen, habe er dem Drange nicht widerstehen können, sich in Freiheit zu setzen, und sey, als die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloster. Lebendig, mit den glühendsten Farben, schilderte nun Fermino das Leben in jenem strengen Orden, dessen Regel der erfinderische Wahnsinn des höchsten Fanatismus geschaffen, und um so greller stach dagegen das Bild ab, das er von seinem Leben in der Welt aufstellte, und das so reich und bunt war, wie man es nur bei einem geistvollen Abentheurer voraussetzen kann.

Eugenius fand sich wie von Zauberkreisen umfangen, er glaubte in dem magischen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Gestalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte seine Brust die Sehnsucht, selbst dieser Welt anzugehören. Er gewahrte, daß seine Verwunderung über manches, vorzüglich aber diese, jene Frage, die er unwillkührlich dazwischen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schaamröthe ins Gesicht trieb. Ihm kam der niederschlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrschaft gewann über den unerfahrnen Eugenius. So wie nur die gewöhnliche Stunde schlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehause und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es sich selbst auch nicht gestehen, vor der Rückkehr aus heiterer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er sich bis jetzt mit seinem neuen

Freunde bewegt; geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich aufs Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich früher entsetzt haben würde. — Matt und abgespannt, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit, fühlte er sich dann am Morgen, und erst wann die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt, kamen alle Geister des wildverstörten Lebens in ihm zurück, die unwiderstehlich ihn fortrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehause, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!" So rief ihm die Professorin entgegen, und in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannt wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem sich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jünglinge vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es seyn, daß die Alte, die Bedingnisse des Jugendlebens zu sehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maaß überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmuth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Hange überlassen, in ihm erregte. Wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Strafpredigt endlich schloß mit einem kalten beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!" da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armseliger Schulknabe! wirst du nie der Zuchtruthe entrinnen?" — So sprach eine Stimme in seinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmuth, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüth verschließt gern sich in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkührlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus

dem ihm balsamische Düfte entgegenströmten. Er schaute hinein und blieb im tiefsten Erstaunen festgewurzelt stehen.

Ein mächtiger Zauber schien die Bäume, die Gebüsche der entferntesten verschiedensten Zonen hieher versetzt zu haben, die im buntesten Gemisch der seltsamsten Farben und Gestaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entsprossen. Die breiten Gänge, die den magischen Wald durchschnitten, faßten fremde Gewächse, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und selbst Blumen, die er wohl gezogen im eignen Treibhause, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er sie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinschauen bis zu einem großen runden Platz, in dessen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Krystallstrahlen hoch in die Höhe spritzte. Silberpfauen stolzirten daher, Goldfasane badeten sich in dem Feuer der Abendsonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (schöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in solch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Gestaltung dachte, die dasselbe Gewächs in seinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Professorin, und allen Unmuth vergessend, dachte Eugenius eben: Ach! — könnte die gute Mutter solch' eine Datura in den Garten bekommen! — Da schwebten, wie von den Abendlüften getragen, süße Akkorde eines unbekannten Instruments aus den fernen Zaubergebüschen, und leuchtend stiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag, es war eine spanische Romanze, die die Verborgene sang.

Aller süße namenlose Schmerz der innigsten Wehmuth, alle Gluth inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Kniee gesunken und hatte den Kopf fest angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die sich dem Gatterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden. —

Unerachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken sprach sie mit leiser schüchterner Stimme: Guten Abend, Herr Eugenius! — „Was ist dir," rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Beklommenheit auffiel, „was ist dir, Gretchen? — Schau mich doch an!"

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was ist dir, liebes Gretchen," wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen," sprach Eugenius in der schmerzlichsten Theilnahme, „um des Himmels willen, was hast du, was ist dir geschehen, mein liebes Gretchen? — Du bist krank, sehr krank! — Komm, setze dich, vertraue mir alles!"

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr, und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!“

Dem Rosenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief, der Schmerz schien gebrochen, und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmuth sie zu durchdringen.

„Ich bin,“ lispelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes einfältiges Ding, und es ist alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch,“ rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so — doch ist es so!“

„So fasse,“ sprach Eugenius ganz bestürzt, „so fasse dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böses geschehen, was dich so tief erschüttert hat.“

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sey und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach diesem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, alles, alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem Herrn Eugenius recht gut sey. Recht aus der Seele habe sie

erwiedert: O ja, recht von Herzen! Da sey der Fremde dicht an sie herangetreten, und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen niederschlagen müssen. Noch mehr! recht frech und unverschämt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: du niedliche hübsche Kleine, ja recht gut seyn, recht gut seyn! und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sey die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sey, und als sie erwiedert: ja, es sey die Mutter, recht höhnisch gerufen: Ey, die schöne Frau! — Du bist wohl eifersüchtig, Kleine? — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge gefaßt, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," sprach nun Eugenius, „aber in diesem Allem, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr," brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Waizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —"

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überrascht, niemand anders **gewesen seyn konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.**

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig:

ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe?

Da strömte Alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlossen, wortkarg, ja zuweilen so ernst und finster sey, daß sie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr sie seines Unterrichts würdige, der ihr ach so lieb, ja wohl das Beste gewesen, was sie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den schönen Gewächsen und Blumen habe — ach! daß er gestern auf die so herrlich blühenden Balsaminen, die sie allein so sorgsam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenstrom erstickte Gretchens Worte.

„Sey ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!" — So wie Eugenius diese Worte sprach, fiel sein Blick auf Gretchen, die sich von der Bank, auf der sie gesessen, erhoben, und als zerstreuten sich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erst, daß nicht ein Kind, daß eine sechszehnjährige Jungfrau in der höchsten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm stand. — In seltsamer Ueberraschung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich sich ermannend, sprach er leise: „Sey ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden," und schlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abscheu gegen den Fremden, des Jünglings Brust auf besondere Weise bewegt, so war eben deshalb sein Groll gegen die Professorin gestiegen, der er in seiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuschrieb.

Als er nun zur Professorin hineintrat, und diese ihn an-

reden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valies, geurtheilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maaßstab einer alten Professorsfrau zu klein sey für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!“ rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht,“ sprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht!“ —

„Ja!“ rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius! Schon hat der Böse Macht über Sie, schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! -- Eugenius! lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken, es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört“ —

„Soll ich,“ unterbrach Eugenius die Professorin erbittert, „soll ich begraben seyn in diesen öden Mauern? — soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmlosen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?“

„Nein,“ rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein, aber —“ In dem Augenblick trat Gretchen hinein, und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wolle, alles sey bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster, keines Wor-

tes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund

Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein mohrischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entstiegen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem lusterfüllten Gemüth.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Bankiers Overdeen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sey. Gütig wolle ihn heute Abend sein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur schauen, was er sonst nur aus Beschreibungen und Bildern gekannt. Weitläuftig sprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büsche, nannte ihre Namen, gab sein tiefstes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie das heimathliche Clima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können.

Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächse, und versicherte, daß alles in diesem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich sey, daß er z. B. in seinem Leben keine solche Datura fastuosa gesehen, wie sie im Garten blühe. Der Graf müsse geheimnißvoller Zaubermittel mächtig seyn, denn gar nicht zu begreifen wäre sonst, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf sich hier aufhalte, habe bewerkstelligt werden können. Dann sprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüschen entschwebten, und erschöpfte sich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in seiner Freude, in seinem Entzücken nicht, daß er allein sprach, und daß die Professorin und Gretchen stumm und in sich gekehrt da saßen.

Als er die Mahlzeit geendet, sprach die Professorin, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, sehr ernst und gelassen: „Sie befinden sich in einem sehr aufgeregten bedrohlichen Zustande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit so vielem Eifer beschreiben, und dessen Wunder Sie bösen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuschreiben, hatte schon seit vielen, vielen Jahren dieselbe Gestalt, und diese seltsame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Gestaltung ist das Werk eines fremden kunstreichen Gärtners, der in Overdeens Diensten stand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künstlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengesetzte in abentheuerlicher Mischung zusammenzubringen, beklemme ihm das Herz." —

Eugenius zählte die Minuten; endlich sank die Sonne, und er durfte sich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens ist geöffnet, und der Diener steht bereit, das Opfer zu empfahen!" So rief die Professorin im Schmerz und Zorn; Eugenius versicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens gesund und unversehrt zurückzukommen hoffe.

Der Mensch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz schwarz, ganz abscheulich ausgesehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar," sprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer selbst, oder wenigstens sein erster Kammerdiener gewesen seyn? Gretchen, Gretchen! fürchtest du dich noch vor dem Schornsteinfeger?" Gretchen schlug erröthend die Augen nieder, Eugenius entfernte sich schnell.

Vor lauter Bewunderung der botanischen Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu sich selbst kommen.

„Nicht wahr," sprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die du nicht kanntest. Hier sieht es anders aus, als in deinem Professors Garten."

Es ist zu bemerken, daß der enger geschlossene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte. —

„O sprich," erwiederte Eugenius, „sprich nicht von dem armseligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühsam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloses Leben hingeschmachtet habe! — O diese Pracht — diese Gewächse, diese Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!" —

Fermino meinte, daß wenn Eugenius sich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) sehr gern vermitteln werde, jener Wunsch leicht erfüllt werden könne, in

so fern es ihm möglich, sich von der Professorin wenigstens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch," fuhr Fermino fort mit spöttelndem Tone, „doch das ist wohl nicht möglich. Wie sollte solch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe schwärmen und sich nur einen Augenblick seine Seligkeit rauben lassen. — Ich habe gestern deine Frau gesehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues muntres Weiblein. — Es ist doch erstaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier sind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken, ohne in Flammen zu gerathen! — Du bist doch nicht eifersüchtig?" —

Der spitze tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Brust. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er sich darauf ein, über sein eigentliches Verhältniß mit der Professorin zu sprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber aufs neue stand es auch klar vor seiner Seele, daß ein falscher, täuschender Traum ihn, den unerfahrnen Jüngling, um sein Leben betrogen. Er schwieg, doch die brennende Röthe, die sein Gesicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung seiner Worte verrathen.

„Schön," sprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „schön ist es hier und herrlich, es ist wahr, aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in deinem Garten fand ich gestern etwas, was alle Pflanzen, Gewächse, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anders im

Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauset. Wie alt ist die Kleine?"

„Sechszehn Jahre, glaub' ich," stotterte Eugenius.

„Sechszehn Jahre!" wiederholte Fermino, „sechszehn Jahre! — hier zu Lande das schönste Alter! — In der That, als ich das Mädchen sah, wurde mir manches klar, mein lieber Eugenius! Euer kleiner Haushalt ist wohl recht idyllisch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte ist zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt — sechszehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unschuldig seyn mag?" —

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel," fuhr er den Spanier zornig an, „sündlicher Frevel ist deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beflecken vermag."

„Nun nun," sprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun nun, ereifre dich nur nicht, mein junger Freund! der reinste klarste Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigsten auf, und diese Bilder — doch ich merke, daß du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher."

In der That malte sich auf Eugenius Gesicht bittrer Unmuth, der ihn ganz verstörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermino, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieser Fermino als ein satanisches Prinzip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meereswogen anschwellende Akkorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme

ertönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmuth in des Jünglings Brust entzündet.

„O Herr des Himmels!" rief der Jüngling, indem er erstarrt stehen blieb.

„Was ist es?" fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an, mit Blicken, die in sein Innerstes dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erst alle süße Wehmuth der gepreßten Brust entsteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint," sprach Fermino lächelnd, „dich scheint der Gesang sehr zu ergreifen!"

„Woher," rief Eugenius begeistert, „woher diese Töne des Himmels? — Keiner Sterblichen Brust kann ihre Heimath seyn."

„Doch," sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landessitte Romanzen singend und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge lustwandelt."

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm, aus dem dunklen Gebüsch, so, daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Wesens, der volle sonore Silberklang der tiefen Stimme, alles dieses verrieth, daß sie unter heiterm südlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen solche Reize seyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrnen Jüngling ist jener unbeschreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Wesen, der auf schon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu diesem Ausdruck gesellt sich denn noch jene geheimnißvolle Kunst, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck so zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmonisches Ganzes jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieser Hinsicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe selbst, so mußt' es wohl geschehen, daß ihre Erscheinung den schon durch den Gesang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino stellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbnen Freund, der das Spanische vollkommen verstehe und spreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker sey, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius stammelte einige unverständliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechselten. Gabriela faßte den Jüngling scharf ins Auge, dem zu Muthe war, als müsse er hinsinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing sich in des Jünglings Arm, indem sie mit holder Anmuth erklärte, daß sie auch ein wenig von der Botanik verstehe, über manches wunderbare Gesträuch aber gern belehrt seyn wolle, und daher darauf bestehen müsse, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor süßer Angst wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde seine Brust, als die Gräfin nach dieser, jener seltsamen Pflanze fragte, und er sich in

wissenschaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den süßen Hauch der Gräfin an seiner Wange spielen; die elektrische Wärme, die sein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloser Lust, er kannte sich selbst nicht mehr in der Begeisterung, die ihn plötzlich umgeschaffen zu einem ganz andern Wesen.

Immer dichter, immer schwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit seyn werde, den Grafen in seinen Zimmern aufzusuchen. — Eugenius, ganz außer sich selbst, drückte der Gräfin Hand stürmisch an die Lippen und schritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die seine Brust noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geschenke. Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war schon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmuth, wie damals geschmückt, aufs neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie,“ sprach das Bild mit süßer Stimme, „wie, du wähnst dich fern von mir? — du zweifelst, daß ich dein bin? — du glaubst, daß das Glück deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit

blühenden Myrthen ist die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!" —

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raserei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfassen, da bannte ihn ein eisiger Starrkrampf fest, so daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängstliche Todesseufzer ausstoßend.

Mühsam entwand sich der Brust des Jünglings ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja so ängstlich!" —

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumerischen Zustand, die helle Sonne schien ihm ins Gesicht. Es war die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun sagte, daß der fremde spanische Herr schon da gewesen und mit der Frau Professorin gesprochen, die sich unten im Garten befinde und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius sehr besorgt gewesen, da sie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee stehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete sich schnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum gesetzt, mit aller Gewalt bekämpfend. —

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Professorin im Garten antraf, wie sie vor einer wunderbarherrlichen Datura fastuosa stand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den süßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei," rief sie dem Eugenius entgegen, „ei, Sie Lang-

schläfer! — Wissen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund schon hier gewesen ist, und Sie zu sprechen verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan, und auf meine böse Ahnungen zu viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenius, diese herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herschaffen lassen, weil er von Ihnen gehört, daß ich diese Blume sehr liebe. — Also haben Sie doch in Ihrem Paradiese der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die schöne Datura soll auch recht gepflegt werden." —

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken sollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerksamkeit, die er bewiesen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er sich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte. —

Die Professorin sagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die sich heute in dem ganzen Wesen der Professorin aussprach, wirkte wie ein heilender Balsam auf des Jünglings wundes zerrissenes Gemüth. Es war ihm, als sey sein Gefühl für die Gräfin von solch hoher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Liebe, die sich auf irdischen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dies Gefühl entweiht durch den leisesten Gedanken an sinnliche Lust, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren sollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geschehen, sich heiter und froh zeigte, und die Alte war in diesem Augenblick viel zu unbefangen, um die seltsame Spannung zu bemerken, die sich in jener Heiterkeit aussprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der

Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Professorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von seinem sonderbaren Wesen.

„Ach," sprach die Kleine, „ach, er ist uns nicht mehr so gut, als sonst, und stellt sich nur so freundlich, damit wir nicht nach dem fragen sollen, was er uns verschweigen will." —

Eugenius fand seinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauses mit dem Filtriren verschiedener Flüssigkeiten beschäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weise, als du es wohl jemals gethan haben magst!" —

Er erklärte nun, wie er sich auf die geheimnißvolle Bereitung gewisser Substanzen verstehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächse, Sträucher, Pflanzen ꝛc. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles so wunderbarherrlich emporkeime und gedeihe. Darauf schloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleiner Schächtelchen erblickte.

„Hier," sprach Fermino, „hier erblickst du eine ganze Sammlung der seltensten Geheimnisse, deren Wirkung ganz fabelhaft zu seyn scheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.

„Lasse," (so sprach Fermino weiter) „lasse zum Beispiel ein Paar Tropfen von diesem Saft in das Wasser fallen, womit du die Rosa centifolia aus einer Gießkanne dem sanften Regen gleich ansprengst, und du wirst über die Pracht erstau-

nen, mit der die Knospen sich entfalten. Noch wunderbarer scheint aber die Wirkung dieses staubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume gestreut, mischt es sich mit dem Blumenstaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in seiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beispiel bei der Datura fastuosa, ist dies Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch desselben eine vorzügliche Behutsamkeit. Eine Messerspitze genügt, die ganze, ja auch nur die halbe Quantität des in dieser Phiole verschlossenen Pulvers würde aber den stärksten Menschen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenschlages, so daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit diesem geheimnißvollen Pulver ein Geschenk. Die Versuche, die Sie damit anstellen möchten, werden nicht mißlingen, doch seyn Sie behutsam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödtenden Kraft dieses unbedeutend scheinenden farb- und duftlosen Staubes gesagt habe."

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verschlossene Phiole hin, die dieser, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einsteckte. —

Es genügt zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt, und so den unlöschbaren Durst der inbrünstigsten Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela sah, galten ihm für das Leben, sein Haus schien ihm ein finstres ödes Gefängniß, die Professorin der böse Geist kindischer Bethörung, der ihn hineinge-

bannt. Er bemerkte nicht den tiefen stillen Gram, der die Professorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blicks würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte. —

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling scharf ins Auge, und sprach mit seltsam schneidendem Ton: Eugenius — du liebst die Gräfin und ihr Besitz ist all' dein Sehnen und Trachten. —

„Unglücklicher!" rief Eugenius ganz außer sich, „Unglücklicher! mit tödtender Hand greifst du in meine Brust und vernichtest mein Paradies! — Was sage ich! — Nein! du störst den Wahnsinnigen auf aus dem Traum seiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe sie, wie wohl noch kein Mensch hienieden geliebt haben mag — aber diese Liebe führt mich zum trostlosen Verderben!" — „Das sehe ich nicht ein," sprach mit Kälte Fermino.

„Sie besitzen," fuhr Eugenius fort, „sie besitzen! — Ha! der armselige Bettler soll trachten nach dem schönsten Edelstein des reichen Peru's! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverstandenen Lebens verlorner Unglücklicher, der nichts behielt als die der inbrünstigsten Sehnsucht und der trostlosen Verzweiflung offene Brust, und sie — sie — Gabriela!" —

„Ich," sprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miserabeln Verhältnisse dich so kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf stolz und keck nach dem Höchsten streben." —

„Wecke," unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügerische Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten."

„Hm," erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügerische Hoffnung, ob das trostloses Elend zu nennen, wenn man mit der höchsten Inbrunst, die nur in des Weibes Brust zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still!" rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an."

„Es ist," sprach nun Fermino weiter, „es ist nur zu gewiß, daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerstörenden Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in dir, ihr ganzes Wesen gehört nur dir an. So bist du aber kein armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverstandenen Lebens Verlorner; nein, in Gabriela's Liebe bist du unendlich reich, du stehst an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich dir erschlossen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen seyn würde. Es giebt gewisse Verhältnisse, die den stolzen spanischen Grafen wohl seinen hohen Stand vergessen und es ihn selbst auf das eifrigste wünschen lassen würden, dich als seinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, und ich könnte dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundschaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, manches darüber sagen, doch besser ist es, ich schweige zur Zeit. — Und um so mehr scheint dies besser, als eben jetzt ein sehr düsteres schwarzes Gewölk an dem Himmel deiner Liebe heraufgezogen ist. — Du kannst denken, daß ich der Gräfin sorglich deine

Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du vermählt bist, und zwar mit einer mehr als sechszigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet, sie ist ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht sie den Augenblick, als sie dich zum erstenmale sah, verflucht dich selbst; bald nennt sie dich wieder mit den zärtlichsten Namen, und klagt sich selbst, den Wahnsinn ihrer Liebe an. Sie will dich nie mehr sehen, das hat sie —"

„Heiliger Gott," schrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräßlicheren Tod?".

„Das hat," fuhr Fermino schalkisch lächelnd fort, „das hat sie beschlossen in den ersten Augenblicken der Liebesraserei. Doch sollst du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsstunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Blüthen der großblumigten Fackeldistel in unserm Gewächshause auf, die, wie du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieser Blüthen ertragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder besser gesagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüthe durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit und eben so schnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich verstecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Fesseln zu befreien, entflieh dem Kerker! — Doch alles überlasse ich der Liebe und deinem guten Stern! — Du

dauerst mich mehr als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu führen." —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlassen, als die Professorin zu ihm trat.

„Eugenius," sprach sie mit dem tiefen, niederschlagenden Ernst der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwischen uns so bleiben!" —

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß sein Bund ja nicht unauflöslich sey, daß der Grund richterlicher Scheidung ja schon in dem Mißverhältniß der Jahre liege.

„Ja," rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Professorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwischen uns nicht länger so bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine aberwitzige Bethörung gebar, und das mich fortreißt ins Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand." —

Die Professorin erblaßte zum Tode, Thränen standen ihr in den Augen.

„Wie," sprach sie mit zitternder Stimme, „mich, die dich warnte, als du die Ruhe, den innern Frieden der Seele vorzogst dem irren Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willst du Preis geben dem Spott, dem Hohngelächter der Bösen? Nein! Eugenius, das willst, das kannst du nicht! — Der Satan hat dich verblendet! Gehe in dich! — Doch ist es nun dahin gekommen, daß du die Mutter, die dich hegte und pflegte, die nichts wollte als dein zeitliches, dein ewiges Wohl, daß du sie verachtest, von ihr willst? Ach, Eugenius, keines irdischen Richters wird es bedürfen, uns zu scheiden. Bald wird es geschehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieser Welt

des Grams und des Jammers! — Wenn ich längst von dem Sohne vergessen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — alles Glück, das dir die Täuschungen des irdischen Seyns gewähren mögen.“ —

Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupftuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verstockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle schwüle Nacht. Hörbar säuselte der Athem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldistel. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen stand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erschien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, so erschien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie stellten sich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner

schien sich weitläuftig auszusprechen über das wunderbare Gesträuch und über die Mühe und Kunst, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela stand wie in süße Träume versunken, sie seufzte tief, dann sprach sie leise: „Könnt' ich leben — sterben, wie diese Blüthe! — Ach Eugenio!"

Da stürzte der Jüngling hervor aus seinem Versteck und warf sich nieder vor der Gräfin.

Sie stieß einen Schrei des Schrecks aus, sie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte sie der Jüngling und auch sie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küsse! —

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal fester an ihre Brust. „Sey frei — sey mein — Dich oder Tod!" — So lispelte sie, stieß dann den Jüngling sanft von sich und entfloh schnell in den Garten. —

Betäubt, besinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe," sprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht schien, „habe ich dir zu viel gesagt? — Kann man glühender, inbrünstiger geliebt seyn, als du es bist? — Doch nach diesem begeisternden Augenblick der höchsten Liebesextase muß ich, mein Freund, für dein irdisches Bedürfniß sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es dir doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehst, etwas Stärkendes zu genießen."

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen Operationen beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen, die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gesprächs, das beide, Fermino und Eugenius, führten, und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: sey frei, sey mein! und fasse einen Entschluß, der dich schnell und sicher zum Ziele führt. Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir von dannen."

Damit schlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entseelt vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Blitzschlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihm einzustürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüthen, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde seiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Valies gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als stehe alles um ihn her in hellem

lodernden Feuer; weit von sich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahgelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: Was harrst du? was weilst du? die That ist geschehen, dein der Triumph! — Du bist frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens! —

„Ich bin frei, sie ist mein!" so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden und dann schnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor fest verschlossen, und niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Uebermaß des gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick, er überkletterte die hohe Mauer. Todtenstille herrschte im ganzen Garten, einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leises Flüstern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!" Mit süßer Angst des brünstigsten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran — sah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela freventlich sündigend in Fermino's Armen! —

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstreich getroffenes Thier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisschauer der Ohnmacht und er sank bewußtlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!" — So schallte es ihm

in die Ohren; er fühlte sich mit Riesenkraft gepackt und hinausgeschleudert durch das Thor, das klirrend sich hinter ihm schloß.

Krampfhaft klammerte er sich fest an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend gegen Fermino, gegen Gabriela! — Da lachte es hämisch in der Ferne, und es war, als riefe eine Stimme: Datura fastuosa! — Zähneknirschend wiederholte Eugenius: Datura fastuosa, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsstrahl in seine Seele. Er raffte sich empor und rannte in voller Hast zurück nach der Stadt in sein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die sich tief entsetzte über sein gräßliches Ansehen. Die zersplitternden Glasscheiben hatten sein ganzes Haupt verletzt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam sein verstörter Blick, der Ausdruck des fürchterlichsten Aufruhrs im Innern, von dem sein ganzes Wesen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend mit wilder Stimme fragte: „Ist die Mutter im Garten gewesen? — Gretchen," rief er dann noch einmal in tödtender Angst, „Gretchen, sey barmherzig — rede — sprich — ist die Mutter im Garten gewesen?"

„Ach," erwiederte Gretchen endlich, „ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, sie war nicht im Garten. Als sie eben hinabgehen wollte, wurde ihr so ängstlich zu Muthe. Sie fühlte sich krank, blieb oben, legte sich ins Bette." —

„Gerechter Gott!" rief Eugenius, auf beide Kniee niederstürzend und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, du hast Erbarmen mit dem Verworfenen!"

„Aber," sprach Gretchen, „aber, lieber Herr Eugenius, was ist denn Furchtbares geschehen?" Doch ohne zu antworten lief Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das tod-

bringende Gewächs aus der Erde und zertrat die Blüthen in den Staub.

Er fand die Professorin im sanften Schlummer. „Nein," sprach er zu sich selbst, „nein, der Hölle Macht ist gebrochen, nichts vermag die Kunst des Satans über diese Heilige!" Dann ging er auf sein Zimmer; die gänzliche Erschöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entsetzliche Bild jenes höllischen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er sein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furchtbare Rache sollte diesem Tode vorausgehen.

Mit der dumpfen, unheilschwangern Ruhe, die dem wüthendsten Sturme folgt, und in der erst die entsetzlichsten Entschlüsse zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte sich ein Paar gute Doppelpistolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, steckte es in die Tasche und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor stand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeisoldaten besetzt war; er wollte eben eintreten, als er sich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willst du hin? was willst du thun?" So sprach Sever, denn der war's, der den Freund festhielt.

„Trage," sprach Eugenius im Ton der düstern, auf alles verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainszeichen auf der Stirn? glaubst du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherschleiche?"

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn sanft fort, indem er sprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man dich

durch die Künste der Hölle verlockt hat in die gefährlichsten Schlingen, daß ein satanischer Trug dich bethörte, daß du dich rächen willst an dem schändlichen Bösewicht. Doch deine Rache kommt zu spät. Eben sind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebst seinem saubern Helfershelfer, dem verlaufenen spanischen Mönch Fermino Valies, von Regierungs wegen verhaftet worden und befinden sich auf dem Wege nach der Residenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italienische Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval sich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand." —

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, sich zu fassen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem festen, klaren Gemüth eigen.

Bei den sanften Vorstellungen, wie es eben der irdische Erbtheil des Menschen sey, daß er oft nicht widerstehen könne der bösen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weise, und daß in dieser Rettung eben Sühne und Trost zu finden, erweichte sich der in Verzweiflung erstarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, er ließ es geschehen, daß Sever ihm die Pistolen aus der Tasche zog und abdrückte in die Luft. —

Eugenius wußte selbst nicht, wie es sich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Professorin stand, durchbebt von der Angst des Verbrechers.

Die Professorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte sie beide Freunde mild an und sprach dann zu Eugenius: „Meine bösen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — doch, o himmlischer Vater! darf ich denn von Verzeihen sprechen, da ich mich selbst anklagen muß?

— Ach erst jetzt, erst in meinem hohen Alter muß ich es einsehen, daß der irdische Mensch festgehalten ist im Irdischen durch Bande, denen er sich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht sie selbst geschlungen. Ja, Eugenius, es ist ein thörichter Frevel, die gerechten Ansprüche des Lebens, wie sie aus der Natur unseres Daseyns entspringen, nicht gelten lassen zu wollen, und hochmüthig zu glauben, man wäre über sie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, ich will auch dafür büßen und den Spott der Bösen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!" —

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirscht von der bittersten Reue, vor dem Bette nieder und schwur, indem er die Hand der Professorin mit Küssen und Thränen bedeckte, daß er nie lassen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung seiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie sind mein guter Sohn," sprach die Professorin mit dem sanften Lächeln himmlischer Verklärung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!" —

Merkwürdig genug war es, daß der spanische Mönch dem Sever gleiche Schlingen gestellt hatte, wie dem harmlosen Eugenius, der sich darin verfing, während der lebenskluge, verständige Sever sich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indessen auch ein günstiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältniß des angeblichen Grafen Angelo Mora und seiner Begleitung Kunde aus der Residenz erhielt.

Beide, der Graf und Fermino, waren nämlich nichts anders, als geheime Emissare des Jesuiten-Ordens, und bekannt ist das Princip dieses Ordens, sich überall Anhänger und sichere Agenten zu verschaffen. Eugenius hatte die Aufmerk-

samkeit des Mönchs nun gewiß zuerst durch seine Kenntniß der spanischen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntschaft, daß er es mit einem ganz unerfahrnen harmlosen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerstreitenden Verhältnissen lebe, so mußte er eben diesen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Eben so bekannt ist es ferner, daß der Orden sich der seltsamsten Mystifikationen bediente, um Anhänger zu werben; nichts kettet aber fester, als das Verbrechen, und Fermino glaubte daher mit Recht sich des Jünglings nicht besser versichern zu können, als wenn er die schlummernde Leidenschaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen sollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dies alles geschehen, begann die Professorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So wie der verstorbene Helms, entschlummerte sie, da schon Bäume und Gebüsche entlaubt waren, sanft in Gretchens und Eugenius Armen. —

Aber, als die Professorin schon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch diese That selbst wirkungslos, so klagte sich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und sein Inneres zerfleischten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Fassung zu bringen. Er versank in stillen zerstörenden Gram, verließ nicht sein Zimmer, sah niemanden und genoß kaum so viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verflossen, als eines Tages Gretchen zu ihm hineintrat in Reisekleidern und mit bebender Stimme sprach: „Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem klei-

nen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —"

Sie vermochte nicht zu endigen.

Da wand sich ein ungeheurer Schmerz los aus der Brust des Jünglings, und durch diesen Schmerz leuchtete plötzlich die Naphtaflamme der reinsten Liebe.

„Gretchen!" rief er, „Gretchen, wenn du mich verlässest, so sterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — sey mein." —

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es selbst zu ahnen, Gretchen längst geliebt. Halb ohnmächtig vor süßem Bangen, vor himmlischer Wonne, sank die Jungfrau dem Jüngling an die Brust.

Sever trat hinein und sprach, als er die Seligen erblickte, ernst und feierlich: „Eugenius, du hast den Engel des Lichts gefunden, der dir den Frieden deiner Seele wiedergeben wird, und selig wirst du seyn hienieden und dort." — —

Meister Johannes Wacht.

Eine Erzählung. †)

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war seiner Profession nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seyns feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet

---

†) Geschichten, Mährchen u. Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann u. H. Steffens. Breslau, 1823 (J. Max u. Komp.). S. 21—124.

oft in dem Widerspruch der Ueberzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Palläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wohl einer ihrer begünstigtsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte sich des hülflosen Knaben annehmen, dem der erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschicks aufging, als der Raths-Zimmermeister, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es von Hunger entstellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um es selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestalt des Kindes, so daß man kaum glauben mochte, das kleine unscheinbare Wesen in der Wiege sey wirklich die farb- und formlose Puppe gewesen, aus der, wie ein schöner Schmetterling, der lebendige bildhübsche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schien, als mit dieser Anmuth der Gestalt sich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geistes-

fähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowohl als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rathszimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, in so fern sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger aufmerksamer Lehrmeister zu seyn, so wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einsehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunst, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein in allen Theilen seines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübter Geselle, der weit und breit seines gleichen suchte. Er trat zu der Zeit mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderschaft an.

Genug weißt du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig seyn, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimath mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Pallastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der

Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor steigen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschiene, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschiene, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah und von Allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschiene in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen herauftragen, als in der Maschiene die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen, oder vielmehr dem Unwesen, zu, und es mag seyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschiene dort denn besser verstehe, da er so klug drein sehe? „Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem besser Verstehn ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am Allerbesten, aber mich nimmt's

nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt."

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit sammt seiner Maschiene verhöhnt und sich berühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf; sondern der würdige Baumeister, so wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrene Meister eines bessern belehren wollen. „Siehst du nun wohl, sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?"

„Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird." — Es traf wirklich so ein!

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieser Mann war der Fürst-Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem Anblick, von sei-

nem ganzen Wesen, in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aesthetische Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sey der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl ist keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Theile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Anstand, jenes — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtseyn der wahrhaften menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand seyn, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß

Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesiegbaren Vorurtheile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu seyn pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurtheile bestanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich seyn, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und bescheiden, und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschiene vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürsten: ob Wacht sich wohl getraue, selbst eine zweckmäßigere Maschiene anzugeben, die die Lasten emporbringe, erwiederte dieser, daß er, um eine solche Maschiene herzustellen, nur eines Tages, unter Hülfe seines Kameraden Engelbrechts und einiger geschickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt,

hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Daches, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven geschickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübsche ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meister, heirathete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger stark an Geist, unterlegen haben würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahr war dieser Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hause ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern

Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!" Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd empor loderten. —

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und Noth lag über das Feuer, dessen dunkelrother Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!"

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war todt.

„Sehen wir nun, sprachen die Bürger, wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rath beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!"

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den

Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke, so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Muthe, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es ist nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, bist ja mein wackerer thätiger Werkmeister, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn so lange schließ' ich mich in mein Kämmerlein.“ —

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmüthige, tief ins Herz dringende Klage: „o mein Weib, o mein Johannes!“

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes nicht, schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Rathschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz.“ —

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene,

ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden seyn und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meister Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen sanken ihnen nieder, und halb wehmüthig riefen sie: „Meister Wacht, unser gute Meister Wacht!“ —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Muth und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, die Lehrburschen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fast eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Art des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber stehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemahlt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, so wie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dies rührende

Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale erhobst du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im Grabe und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!" —

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen, treuherzig die Hand, und sprach: „denkt an ihn!" — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad, sprach Wacht, welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besonders künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. Schau her!" —

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte eben so sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der vielerfahrne Engelbrecht sich nicht gleich darin finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärt, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht seyn

mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau begab sich in ihre Heimath, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian geheißen, thunlich. Dieser war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu gränzen schien, so wie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübsches schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, so wie erster und ältester Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist, so wie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurtheile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Ueberzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust

geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er fürs Andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen seyn, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treusten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; so wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurtheil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen im Stande. —

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Stu-

diren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem tollen Wesen. Da er aber Rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Fleiß, so wie an der Nettigkeit seiner Arbeit, nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern statt, von denen die älteste Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann. Frägst du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „wie heißen Sie, mein süßer Engel?" so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarz seidnen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich lispeln: „J nun, Nanni, Ihr Gnoden!" —

Nettel, Wachts älteste Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen schwarzen Aeugelein, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinschaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rücksichts ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch

nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Frau Basen, putzte sich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelerntesten Köchin weit und breit, konnte der Haasen- und Gänsepfeffer so schmackhaft gerathen, über die Sulzen herrschte sie nach freier Willkühr, Gemüse wie z. B. Mirschieg, Keesköhl, bereitete Nettels kunstreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entscheiden ließ, und ihre Krapfen spotteten der wohlgerathensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden und meinte einmal, es sey unmöglich, daß der Fürst-Bischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Nettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Fasttage, dem Fürst-Bischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirthschafterin, eine perfekte Köchin und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anstoß, so wie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbernen spielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Rettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine seltsam nuancirte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Rettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Rettels Zuneigung zu bewerben. Rettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst! —

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Fürs erste war der Mann natürlicher Weise Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Rettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise herunterschluckte. Eines

Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Nettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sey ein mäßiger nüchterner Mann und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht seyn, da es so in geringer Quantität genossen mehr sättige und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sey er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um sechs Uhr Abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte noch das Aergste geschehen. Es wurden Baiersche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeschwollen, das Meisterwerk der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Nettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierscher Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne;

Meister Wacht widersprach ihr keineswegs, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt, ganzes Wesen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Mahler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treustes Ebenbild.

Die Mutter war Rücksichts der zartesten Weiblichkeit, Rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann charakterisirte.

Weniger ernst und fest als die Mutter, mochte die Tochter seyn, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verschwächten Organisation zuzuschreiben und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei steigert, sie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung ansehen, und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüthe eben nicht eigen.

Es konnte seyn, daß Meister Wacht die zarte Nanni von

Hause aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in süßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz besonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr bald zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmuthig aussah.

Ganz geschwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen geschmacklosen Kopfputz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte. Eine glatte an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ — ein schwarzes, nicht zu breites, an die Stirne festschließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später wurde dieses Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Thurmhaube emporstieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite den ausgespannten Flügeln eines Adlers glich, saß gerade über dem Nackengrübchen. An den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Inkroyable stand diese Tracht seltsam und anmuthig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreischender Stimme

im Namen des Verstorbenen, wie z. B. „der Herr u. s. w., die Frau u. s. w. läßt sich die letzte Ehre ausbitten," auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Basen und die jungen Madels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch dem Knaben, so wie später dem Jüngling, keineswegs entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der stille fromme Jonathan sich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkohren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann, als ihr Meister.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgenossen und auch die Herren vom Rath antraf und nach seiner Art mit seltenem Geist die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den

Spinnrocken wacker schnurren, während Rettel die Wirthschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüsseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten widererzählte, was diese, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der saß mit Nanni am Tisch; und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und so geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen empfindsamen Nanni mit leiser süßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domizellars erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein schöner Geist und lebte und webte in Göthes und Schillers Werken, die damals wie glanzvolle, alles überstrahlende Meteore am Horizont des literarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalds eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, in sich ganz zu assimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathans ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!"

Wie flossen Nanni's Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selbst sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; so wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei solch gleichgestimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur e i n e rein und unauslöschlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständniß seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick, nie hatte er ihn so

aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, durchbohrte. „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachläßigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise und so das Messer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage, den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselt, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sey, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — ich verstoße —"

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!“ rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, mich deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt.“ —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel sprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer seyn, die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „das war es also!“ — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: „spart nicht kölnisches Wasser und die Faxen sind bald vorüber.“

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie versenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht Angst und Bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen,

heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen. —

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen, und sprach auch mehrmals vom Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht im Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehn, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Theilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund,“ sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist

dieses aber gelungen, so traben sie den gebotenen Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Ihr seyd um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich dinire erst um vier Uhr im Seehof."

Auf dem kleinen Tisch, an dem Beide, der Domizellar und der Advokat, saßen, war in der That ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben Portugiesischer Zwiebeln garnirt, ein kaltes gespicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänse-Leber-Pastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen selbst. —

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das schönste und reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern, wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthschaftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, der gewöhnlich ranzig schmeckt und alle Speisen verdirbt. —

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Krystallflasche edler Champagner von der nicht moussirenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor,

schenkte ihm Wein ein und langte dann selbst tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen und psychischen Theil des Menschen al pari stünde. Das ist eine gottlose abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann, oder ironischer Mystifikant, seinen eignen Willen durchsetzt.

Das geschah eben jetzt.

Denn instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der Portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, so wie mehr Straßburger Pastete vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme sein ganzes Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen glichen, welche schmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte und in folgender Art begann:

„Fürs erste, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht so thöricht seyn zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seyd, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr

haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter sind Mann und Weib worden.

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache, Ihr seyd Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetisches Prachtstück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seyd Ihr in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt Acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen.

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will, doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das

Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejesten Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig), so muß diese aufgegährte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seyd garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poesie.

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, les't, dichtet, les't mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist und von der der Graf Nesselstädt behauptet, sie sey die Schönheit und Anmuth selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich.“ —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich seyn, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman,

und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebehrdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah, und das andere minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Muthe, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereigniß gehalten haben, und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise es wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verstörendes Unglück sey. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen, wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten ver-

scherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Muth widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemüthsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte.

Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen.

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrscheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäckenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem seltsam und abentheuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, sondern gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er, nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisirt und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften seidenen Rock mit ungeheuren silberbesponnenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau fein gestreifte seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine seltene Virtuosität der Beinchen, in schicklichen Momenten, z. B. beim

Ueberspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so mußte es geschehen, daß der kleine Lackierer sich überall als eine absonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr oder besser Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religions-Kultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wisse, daß man, sey es was es sey, mit ihm gerade heraussprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gar-

tenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundstücke trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm seyn würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nöthige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigenthum, lustwandeln solle. „Nun! rief Meister Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will."

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „dafür kann Rath werden," und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben,

vermöge dessen er dem schwersten entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!" —

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde," sprach

Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkstatt hinaus brächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entstürzte Nanni's Augen, und nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Vater! Vater!"

„Nun, nun," sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden." —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen, und der Meister seiner mit keiner Sylbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unser Jonathan?" Rettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" — „Seht den Affen, sprach Wacht mit lachendem Ton, Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen." —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ,

sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstre drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenem heiterm Wesen, so wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns, sprach Meister Wacht nach Tische, ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen." Es geschah.

Monsieur Pickard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackierer sich im Lobe der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Banz, habe er nicht delicater gegessen. Da nun Meister Wacht, ein großes Schlüsselbund in der Hand, starken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nanni's Nähe. Verstohlne Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meister Wacht blieb vor einem schönen neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr geräumiger Pavillon gelegen, auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

„Ich, sprach Meister Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich stehe hier in meinem Eigenthum, der schöne Garten ist mein, er mußte mein seyn, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Besitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen schönen duftenden Blumenbeeten sehnte."

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust, und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißest mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, sey barm —" „Still, still, unterbrach Meister Wacht das leidende Kind, sey nur gut, es kann sich alles fügen auf wunderbare Weise; in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden." — „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeistert, o ihr Bäume, ihr Büsche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du schönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich selbst wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich trösten." —

Damit sprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in diesem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligst zu folgen. Monsieur Pickard Leberfink bat sich die Erlaubniß aus, Nettelchen in dem neuen Besitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabschauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des ächten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemüthsstimmung des Meister Wachts sehr verwundert, ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister-Wacht war nicht so wohl zu irgend einem Entschluß, als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzlichste Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan selber, verbunden zu sehen.

Es geschieht was, sprach er zu sich selbst, es muß was geschehen, wodurch das unglückselige Verständniß aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entrissen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschicks.

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Mensch hervorsucht, sich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüthe der Jugend stehenden rüstigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponire, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Besitzthum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt, und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten

pedantischen Scheere gehalten. **Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenrothen, eigelben u. s. w. Stämme der dün**nen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackiert und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch so wie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalirte, bestand in dem auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer sich, und behauptete insonderheit, daß das zum Theil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt seyn könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er selbst sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sey. Nettel hätte vor Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Ueberraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Nettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen **Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren**



Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!"

„O Jemine, rief Nettel ganz erschrocken, o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen — bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies."

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher entsteigt der Sie auf das Innigste liebende Pickard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden." — „Heirathen wollen Sie mich? sprach Nettel, nun denn, frisch aufgestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee."

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Nettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Nettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in

Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas besonders ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen seyn, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sey eine vornehme, steinreiche Ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-

Bischof fehlen; genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit seyn sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüther, die Niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er gewesen seyn, wo mag er hingehen, was mag er treiben?" u. s. w. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd seyn und bleiben, diese scheinbare Verirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Bosen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete; Niemand wußte, wohin.

„So gehts mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erstaunen aller, besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes

auf das Pünktlichste, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohns zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit, von Thränen halberstickter Stimme leise klagte: „warum hat uns Jonathan verlassen?" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen."

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sey, wie die Fremde nichts Geringeres seyn könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondere Sagazität, durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit, die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels Willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über sein Abentheuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat

in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb seyn, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

Der Ungarische Graf Z..., im Besitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf versprach seiner Gemahlin, mittelst Testaments sein ganzes Vermögen, auf den Fall seines Todes, zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieser, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen und die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, um ein Testament zu Gunsten ihrer aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testirt, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, so wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sey. Wie es wohl zu geschehen pflegt, von Tage zu Tage verschob der Graf die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod über-

eilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sey, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rathe gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten Nußbaum-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchsten Grade wichtig seyn mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von

Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehn der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger recht geschickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch im Stande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise tödten und seine Gemahlin in die tiefste Armuth versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegii sey, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponiren könne, sobald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf **einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte,**

und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der östreichischen Armee gedient, und war funfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sey und testirt habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das Preußische Lithauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Räthsels suchen müsse. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einst an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das ge-

naueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländischen Geschmack angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen! Genug, Insterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischen Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen

Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan, und es ihn — den Meister Wacht — bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen seyn würde.

Diese Angelegenheit, sprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle Ungarische Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, was, hab' ich's nicht gesagt? das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten heraus bekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!"

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, so wie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüthe ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Ent-

scheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei seiner Meinung, und zugleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: sobald von Recht die Rede ist, giebt es kein Geld auf der Erde.

„Es ist wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest."

„Ihr seyd sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater," sprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter sozialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann sich das gespannte Verhältniß wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andreas geheißen, war ein treuer,

ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meister, sprach dieser eines Morgens, als sie eben mit einander Balken abschnürten, Meister, ich kann's nicht länger tragen, es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust, und rief: „Mensch, vermagst du aus diesem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, so mag das geschehn, dessen du gedenkest!“

Andreas, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Contestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzelnd: „so würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Wirkung seyn.“ Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sey, den höchst wahrscheinlich der Graf von Kösel dirigiren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der

Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläuftigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rücksichts Nanni's und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander standen, und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßesten Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!" der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier schwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich seyn, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois-Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders

feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg so eben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?" Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht."

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlage die Hausthür eingestoßen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehn stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?" Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majestät seines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkührlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein

Erbtheil ist, ich will es mir verschaffen troß dir, du alter Sünder!"

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden im Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!" in die Stube hinein mehr schwankte, als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!"

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte den Kaulberg herab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!"

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen, rannte der Meister hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her, in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Thier sich sträubenden Sebastian, der so eben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen und eben abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!" so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurück zu rufen; drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache

erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verschwendeten Naphta, wieder die Augen aufschlug, und die Chirurgen vom Trepaniren sprachen. Man kann sich das Uebrige denken.

Nanni war trostlos, Nettel, trotz ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Leberfink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig seyn, auf dessen Caput eine Zimmermanns-Faust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathans sey unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich seyn, die Versilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens suchen."

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der vom Baierschen Militär durch das Bambergische transportirt wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgiebt, und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meister Wacht

bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Mährchen aus verschiedenen Aeußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinaufgestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter! schrie Sebastian wüthend, sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du geraubt hast? her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat. Du schwächlich Ding von geizigem lüsternem Satan!" Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!" dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zucht-Anstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: Sebastian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemüthsstimmung. „Also dein Bruder sitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, Schuld daran zu seyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders seyn — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben seyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes

Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Uebermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!"

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen." Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz Anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr seyd nicht mehr mein Vater, Ihr seyd ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!" — „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!"

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschieds lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geschichte wurde, als der junge Advokat sich a la Werther todt schießen wollte, bemerkt, wie gut es sey, daß die dazu nöthigen Pistolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es eben so ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eignen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um gerades Weges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Hern Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen seyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Nettelchen abgemerkt, daß ein rother Tisch, rothe Stühle u. s. w. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand keinen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden **jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.**

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen gelesen, heftig erschüttert zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen; aber die Zeit drängt." — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt erröthend die Augen niederschlug.

„Ja, ja, fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein ge-

schickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Polierers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei sein stilles frommes Wesen, seine Bescheidenheit, mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ichs dir sagen. Was weiter! Der Fürst-Bischof hat deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuschüsse?" — „Ich weiß, sprach der junge Advokat sehr leise, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser verpflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug geschickt." —

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um —" Weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen Advokaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinst bestehen wirst. — Doch," fuhr Meister Wacht nach einigen Se-

kunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich, sprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier, rief Meister Wacht ganz begeistert von Wonne und Lust, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist dein!" Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns." —

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich Euch alle, Ihr ehrsamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe!"

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung, doch der alte fromme Andres sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor **die Brust hielt:**

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber
„der wahre fromme Glaube überwindet wohl die schnöde,
„ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und
„alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum
„Guten.“

Die Marquise de la Pivardière.

Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt und sie dort, da er, ihrer überdrüssig, um eine andere buhlte, mit vielen Messerstichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barré's Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Herzogin d'Aiguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderem gesprochen wurde, als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beredtsamkeit, daß nur heillose Vernachläßigung des Unterrichts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geist und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: „Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen, spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?"

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch seine bittere Bemerkung ihr und der Gesellschaft den unausstehlichen Unmuth entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barré's auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von Saint Hermine sich ungeduldig von seinem Sitze erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmuths zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat

nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden."

„Himmel," rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!"

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmuthigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle dü Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sey.

„Und," sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!"

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. —

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte

jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig sey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls rc. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede seyn konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Rauhigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuerziehen: es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innern, und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht

seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter dü Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziskan mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesver-

ständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sey sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst berathen könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das eheschene Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgesetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingnissen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne sie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sey, daß ihre Lage, der Besitz der weitläuftigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben festzustellen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das, von

ihrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald im Stande seyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als den vernünftigsten, ruhigsten bewährt.

„Fräulein," rief die Herzogin, „Fräulein, sollte Euer reiches Gemüth, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen seyn dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziska versicherte, daß dies niemals der Fall gewesen sey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska tüchtig auszuschelten, daß sie in einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sey und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nämlich ein armseliges verstörtes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „Nein, mein gutes theures Kind, nein, es ist nicht möglich, du täuschest dich selbst, du giebst dich uns schlechter, als du wirklich bist; fremd sind dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im angekünstelten Eigensinn deiner innern Regung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es ist nicht

möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!"

Franziska stand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: „Ja, ich will aufrichtig seyn. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!"

„Weh dir!" rief die Herzogin, „weh dir, aber sprich!"

„Ich hatte," erzählte Franziska, „eben mein sechszehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug seyn können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten."

„Das wart Ihr, das wart Ihr!" unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr," fuhr das Fräulein fort, „was ich eben sprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen Aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leisen Seufzer. — Unwillkührlich schaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer

strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerstes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloser Schmerz, — es ist mir, als müsse ich sterbend niedersinken, aber der Tod sey das höchste seligste Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von süßer Qual gepeinigt tief aufzuseufzen — Thränen strömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reißen. — In tödtender Angst, ja in Verzweiflung versichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sey. — Ich verlange zurück in die Gesellschaft. Meine Augen suchen, finden ihn — ich sehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse verstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft, gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal, oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen,

als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaus sehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt und dann gerade zu losschreitet auf die Thür des Hauses. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! — Er kommt, er sucht dich auf! — Dieser Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung, — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater stand bei mir, ein Naphtafläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Besonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet traf mich seine bittere Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste."

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht, und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der

nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sey, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät, und dann unwiederbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so nothwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet thun," sprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehülflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab,

in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlau genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als auf das sorglichste alles zu studiren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als seine eigene Ueberzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses Mißverhältniß sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit seiner Gattin, schien ganz ein anderer. Das Eis, zu dem sein Inneres erstarrt, schien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardière sey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich seyn könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben,

will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung änderte sich auch nicht im mindesten, als die Marquise dem Gatten eine Tochter gebahr.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des sogenannten Arrière-bans veranlaßte, so daß der Marquis im Dienste dieses Arrière-bans von Zeit zu Zeit vom Schlosse Nerbonne sich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es seyn, daß dieser Dienst ihm zu lästig war, mag es seyn, daß er sich hinwegsehnte aus dem einförmigen Leben, und daß selbst das Verhältniß mit der Marquise ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er suchte Dienste in der Armee, es gelang ihm, eine Eskadron in dem Dragonerregiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten und er blieb so vom Hause ganz entfernt.

Eine Viertelstunde von dem Schlosse Nerbonne war die Abtei zu Miseray gelegen, welche regulirte Augustiner in Besitz hatten. Einer dieser Geistlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schlosse Nerbonne, welcher Dienst ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Messe zu lesen. Dieser Geistliche war denn auch altem Herkommen nach, der Beichtvater der Herrschaft zu Nerbonne. So geschah es denn, daß die Marquise, statt in der Kirche zu Jeu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Messe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt lag, so machte die Marquise den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquise

sich gerade in dem Garten des Schlosses befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquise fühlte sich von einer Wehmuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als stiege die Vergangenheit vor ihr auf, wie ein Traumbild, und manche liebe Gestalt, mancher schnell entflohene Moment mahne sie daran, daß sie das Leben nicht zu erfassen vermocht, als es noch grün und blühend sie umgab. Ein seltsamer Schmerz, den sie selbst nicht verstand, beengte ihre Brust, und unwillkührlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte sie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab sich nach der Abtei, und während des Hochamts, das so eben begann, näherte sie sich, von unbekannter, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtstuhl, den der Kapellan des Schlosses Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Priester die Absolution sprach, bebte sie zusammen vor seiner Stimme, und der Ohnmacht nahe, wankte sie fort, als sie durch das Gitter das todtenbleiche Antlitz des Geistlichen erblickte, aus dessen düsteren Augen ein Feuerstrahl sie durchfuhr.

„Nein, es war kein Mensch, es war ein Geist aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerstören!" — So sprach die Marquise, als sie ganz erschöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entsetzen wurde sie erfaßt, als sie sich deutlich erinnerte, dem gespenstischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewohl schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Eben so erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen,

herzzerschneidenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen; sie schickte nach der Abtei, sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen so eben verschieden sey; daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächsten Sonnabend Messe lesen werde. „Ist es möglich," sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfs solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Albernheit schämen." Als am Sonnabend in der Frühe der Geistliche, der den Dienst des Kapellans verwalten sollte, in das Zimmer der Marquise trat, als er sie, sich sanft neigend, mit einem Gelobt sey Jesus Christus! begrüßte, da starrte sie ihn an, sank dann nieder zu seinen Füßen und schrie ganz ausser sich: „Weh mir! — ja du bist es, du bist der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet."

„Faßt Euch, Frau Marquise," sprach der Geistliche ruhig, indem er die Marquise aufhob und zum Lehnstuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach vielleicht nur

zu tödtend Eure Brust zerreißt, da keine Reue das ersetzt, was unwiederbringlich verloren!"

„Haltet," begann die Marquise mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnsinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlitz, Euer ergrautes Haar — und doch seyd Ihr es, ja Ihr seyd der Jüngling, den ich einst bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Brust alles tödtende Entzücken, alle brünstige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben sollte! — Weh' mir! — was ist es, das noch jetzt, da ich Euch wieder sehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — alles ist Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jüngling seyn — es ist nicht möglich!"

„Wohl," unterbrach der Geistliche die Marquise, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charost, den Ihr in Verzweiflung stürztet! — ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtstuhl tratet; ich verstand das, wozu Ihr Euch in seltsamer Verstörtheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkührlich meiner Brust entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entströmten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdisches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir schriebt, der mein Herz durchschnitt, mich in trostloses Elend stürzte; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder gesehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber sey."

„Wie," begann die Marquise, „wie, Ihr sprecht von einem Briefe, den Ihr empfingt? — Nie habe ich Euch geschrieben. Ich hatte Euch bei der Herzogin d'Aiguillon gesehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimnisse!"

„Vielleicht," erwiederte der Geistliche mit ruhigem Lächeln,

„vielleicht erlöschte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie sie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erst als ich das Fräulein von Chauvelin sah, erfaßte mich dies Gefühl mit aller, das ganze Gemüth erschütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Lust durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, sah, wie ihre Blicke mich in scheuer Liebe suchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchste Glück meines Lebens! — Die Abreise meines Vaters, des Präsidenten Charost, nach seinem Wohnsitz Chatillon sur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforscht; mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelswonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu seyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerstes durchfuhr: Fort — fort — Unglückseliger! — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus! — Ich hörte Tritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters dü Chau-

velin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, irgend einen Haß oder Abscheu gegen mich, den zu kennen sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müsse ich nämlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht sey es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. Jedes Wort des unseligen Briefes spaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage!"

Die Marquise betheuerte bei allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortet.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Seyn und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingeflößt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige

Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Prinzip gewesen sey, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstre, freudenleere Gruft, in die sie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar, und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Rathschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht auserseben, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie," unterbrach ihn die Marquise heftig, „wie, Ihr wolltet —"

„Euer," sprach Charost mit ruhiger Würde, „Euer Beichtvater seyn, und ich glaube, Frau Marquise — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besiegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Kapellanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich des Silvain François Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war."

Charost hatte Recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüth der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Kapellansdienst erforderte, kam Charost nach dem Schloß Nerbonne, und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engsten Schranken der Würde

nicht überschreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit seiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise.

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Kapellan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie er behaupte, sein Jugendfreund sey, den Dienst behalten solle.

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe, wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entschlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kapellanstelle.

Anders sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner

Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand, so wie das gewisse Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardière und die des Huissier Bouchet. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich einlogirt in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der kränkendsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anklagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer seyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das

Verhältniß mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmig-keit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthofe frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marsau,

der den Marquis kannte, und sich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeusserung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein hämischer boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augustiner Franziskus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überrascht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardière, der ihm Freundschaft heuchelte, mit seinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter dü Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardière, der schon damals im Sinn trug, solle es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grade zu steigern, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete.

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmuth rief er aus: „Ha! — ich werde diesen heuchlerischen Pfaffen zu finden wissen; und dann mein Leben gegen das seine!"

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis diese

11 *

Worte ausstieß, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in die Wirthsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äussern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück seyn würde, erschrack heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, wen sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfest der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, bat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbei rufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinet gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgegessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle standen auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergessenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Platze sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber," sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht gesehen?"

„Ich," nahm der Marquis das Wort, indem er einen stechenden Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das ist wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr Freund!"

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher statt gefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich, als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte, indem er einen stolzen, gebieterischen Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh," erwiederte die Marquise, „geh nach Auxerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!"

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquise von seinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Mar-

quise ihren Zorn nicht fallen, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzuthun, daß er nie in Auxerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verleumdung sey; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirst du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!"

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, auskleiden, und legte sich ins Bette. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über dies ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmere, auf welche Weise der Marquis sich entfernt, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauschend, das letzte Gespräch des Marquis

mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sey.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältniß schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig seyn solle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardière in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und dessen Gespielin war, um wo möglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschehen. In der Nacht sey sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „Gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner!“ — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, indessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sey alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo

der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt, und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Personen wiederholen, und beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon sur Indre von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtsschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Zofe, Margarethe Mercier geheißen, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Catharine Lemoine, sollte geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margarethe Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlafen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgesinde, und brachte ihre neunjährige Tochter

auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Glockenschlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit," rief die Marquise dem Charost entgegen, und alle begaben sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblick drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!" rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „Grausames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst du mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben!" — „Vollendet!" rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer über den Marquis her, und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so

daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiederten indessen, das sey gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen seyn. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sey. Deshalb sey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen, über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert sollte verhaftet werden; er entfloh indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardière aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die

Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sey es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerrissen werden, und sie frei da stehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders stehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit dem theilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldlosigkeit werde sie erst die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Betheurungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügengeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unerachtet durch jene Aussagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhange standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, **die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das sonst für die Schuldlosig-**

keit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Heuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich allen, die sonst die Marquise hoch verehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener sich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelaufen, ein, zerschlugen Fenster, Thüren, Geräthschaften, verwüsteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardière aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sey. Dies gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt seyn könnte, die Erde durchwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nämlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachgraben zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich nicht unterfangen, den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann (so fügte man hinzu) habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sey Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandtniß haben, welche es wollte, so viel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nöthig. Die Marquise erschien vor den Schranken, mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hineingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschnitt: „Mein Vater — mein Vater! — warum straft mich der Himmel so schrecklich? — Giebt es droben eine Seligkeit, die diese Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des scheuslichsten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geschehen! — Auf der Richtstätte öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels — verklärt steigt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder." — „Beruhigt Euch," sprach Charost, indem er sich bemühte, die Marquise aufzurichten, „beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eurethalben sterbe, nein, nur ein gleiches Geschick bringt vielleicht uns beiden den Tod. Seyd Ihr denn nicht eben so frei von Schuld, als ich?"

„Nein nein," rief die Marquise heftig, „nein nein, ich sterbe schuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!"

Das Gericht glaubte in diesen Worten der Marquise ein Geständniß der That zu finden und drang aufs Neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müsse.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung

und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sey, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost betheuerte ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise eben so frei von Schuld sey, als er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gestehen sollte, er im voraus dies Geständniß, welches ihm die Qual entrissen, als falsch widerrufen wüsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden; da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtsaals öffneten sich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardière!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Fest des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu

Jeu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray, so wie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das Genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht!“ Er stand auf und fand vor der Thüre den François Marsau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheversprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dies konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Nothwendigste einzupacken, ging

dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu, und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Rastlos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimath, und so, die eigene Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältniß mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte. Der Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Jeu, besorgte zu Romorantin den Akt seines Anerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müssen; dies war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall seyn. Außerdem, daß die Aussagen der

beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar befremdend. Ohne Ueberraschung, oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardière spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, so wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen, und beschloß durch die strengste, genaueste Untersuchung Rücksichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch in frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewissen Martin Guere nutzend, sich für diesen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guere täuschte, bis dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzustellen, die beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardière sey,

wiewohl er große Aehnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost!

Es würde ermüdend seyn, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, in wie fern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derselbe sey. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Aebtissin des Klosters hatte ihn von frühester Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammen gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardière auf das Vollständigste geführt sey.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch seyn. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, **auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß**

abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und beide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schien und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sey es, daß der Marquis ermordet, und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sey. Nur eine Sylbe davon zu sprechen, bringe sie aber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden

Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Aeußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter seyn soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschlossen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müsse von allen Umständen unterrichtet seyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast du," fragte z. B. Bonnet, „hast du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?" — „Nein, mein Herr," antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen."

„Gestehe," donnerte Bonnet heraus, „oder du wirst augenblicklich gehängt!" — „Ja ja," spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichsten Angst, „Charost fiel her über den Marquis rc."

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängnisse gesprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zugestehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht gestehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuschneiden, wenn sie nicht gestehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknähmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie

sey so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen 2c.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, erschöpften sich jetzt in dem übertriebensten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts sey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguisseau übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der Pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geglänzt.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entstellt, und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsagung zeugt. „Was sprecht Ihr!“ rief die Herzogin ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es,“ erwiederte die Marquise, indem ein düsteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündigt gegen irdisches Gesetz! — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels, mich zu versöhnen mit der ewigen Macht; und diese Liebe, nur diese Liebe war mein Verbrechen!“

Viele, sehr viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Herzogin verstand sie nicht, und war nicht wenig be-

treten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miseray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

Die Vision
auf dem Schlachtfelde bei Dresden †).

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählig verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerdter tragend, und sie erhebend ge-

---

†) Bamberg, 1814 (C. F. Kunz).

gen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue blitzte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwerdtern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Qual über dich, blutiger Mörder!" Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe schossen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst das Verhängniß, dem ihr dienend gehorchen müßt?"

Da schrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir schwebt — schaue über dich, Verblendeter!"

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und sprach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!"

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod sendet. Schaue über dich!"

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, sondern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht ihr über meinem Haupt? — über mir ist nichts! — öde ist der finstere Raum da droben, denn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausstrecke über euch, verstummt euer Jammer, und ihr sinkt vernichtet in den Staub!"

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme, wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodenlosen Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken, und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittigen gewaltig rauschend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte und erfaßte den Tyrannen mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähntest du nicht vermessen, die Macht zu seyn, die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung ist da! — Aus denen, die du opfertest im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleischt im ewigen Jammer!"

Nun umschlang, fester und fester sein Gewinde schnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus seinem

Leibe spitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt, das Haupt empor, und sah über sich die in blendendem Funkeln strahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängnisses, und entsetzlicher, schneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlösung — Erlösung von dieser Qual — Tod — Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!"

Da erscholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde ist nicht deine Heimath, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menschen, den du frech verhöhntest, ist es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchstrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum ist dein Seyn ewige Qual."

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jammer," heulte der Tyrann.

„Schau herab," sprach die Stimme, „ob du in eines Menschen Brust Trost für dich finden magst, und deine Qual soll gelindert seyn!"

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „Was ist unsere Qual gegen seine Marter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten."

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual!" schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers der wüthendsten Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus strahlte die Posaunenstimme:

„Für dich kein Trost auf der Erde, der du im freveln-den Hohn entsagtest. Ewig ist die Vergeltung und deine Qual!"

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult herein- und herausziehender Soldaten drückte die Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sey das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichthum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Haimatochare†).

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schicksal zweier Naturforscher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde Adalbert von Chamisso mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reise zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreist hatte. Sie scheint wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entsetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos scheinendes Ereigniß die engsten Bande der innigsten Freundschaft gewaltsam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beste, das Ersprießlichste zu erwarten sich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

†) Anmerk. Im Jahre 1819 stand ich im Begriff, die Redaktion einer belletristischen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte Hoffmann meinen Plan mit, und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitschrift damit zu beginnen. Er selbst, so schrieb er mir, hatte im Augenblick nichts fertig, was sich für dieselbe eignete, und sandte mir daher nachstehende Briefe, die ihm auf sein Ersuchen sein Freund Chamisso zur Veröffentlichung mitgetheilt. Hoffmann selbst schrieb obiges Vorwort dazu. Das projektirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande, das Manuscript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erst jetzt — da ich in Chamisso's Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde — nehme ich die Gelegenheit wahr, das interessante Aktenstück zur Kunde des Publikums zu bringen. —

(Z. Funck zu der Ausg. von 1839.)

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitain und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackson, den 21. Juni 18..

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüstet wird, als Naturforscher mitgehe. Längst war es mein innigster Wunsch, O-Wahu noch einmal zu besuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthalts mir nicht mehr gestattete, manche höchst merkwürdige naturhistorische Beobachtungen bis zu bestimmten Resultaten zu steigern. Doppelt lebhaft erneuert sich jetzt dieser Wunsch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wissenschaft, durch gleiches Forschen auf das engste verkettet, schon seit langer Zeit gewohnt sind, unsere Beobachtungen gemeinschaftlich anzustellen, und durch augenblickliches Mittheilen derselben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Respekt ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünschen meines Freundes Menzies vereinigen sich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O-Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Bestrebungen theilt, vermag ich das zu leisten, was man von mir erwartet.

A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wissenschaft so innig mit einander befreundet hat, daß aus diesem schönen Bunde, aus diesem vereinten Streben sich nur die reichsten, herrlichsten Resultate erwarten lassen. Aus diesem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollständig ist und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O-Wahu folge, und ertheile in diesem Augenblick deshalb dem Capitain Bligh die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

J. Menzies an R. Johnstone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18..

Du hast Recht, mein lieber Freund, als ich dir das letztemal schrieb, war ich wirklich heimgesucht von einigen spleenischen Anfällen. Das Leben auf Port Jackson machte mir die höchste Langeweile, mit schmerzlicher Sehnsucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O-Wahu, das ich erst vor Kurzem verlassen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Mensch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wissenschaft zu erhalten vermochte, aber auch er sehnte sich, wie ich, hinweg von Port Jackson, das unserm Forschungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, so schrieb ich dir schon, daß dem Könige von O-Wahu, Namens Teimotu, ein schönes Schiff

versprochen worden, das zu Port Jackson gebaut und ausgerüstet werden sollte. Dies war geschehen, Capitain Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und sich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundschaftsbündniß mit Teimotu fester zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausspruch des Gouverneurs, daß Brougthon sich einschiffen solle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu bestimmt, ist ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Personen aufzunehmen, als die nöthige Bemannung; um so weniger hoffte ich mit dem Wunsch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Mensch, mir mit Herz und Gemüth auf das innigste zugethan, unterstützte indessen diesen Wunsch so kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueberschrift des Briefs siehst du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reise angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorsteht! — Mir schwillt die Brust von Hoffnung und sehnsüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja stündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufschließen wird, damit ich dieses, jenes nie erforschte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie gesehene Wunder!

Ich sehe dich ironisch lächeln über meinen Enthusiasmus, ich höre dich sprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Tasche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweise jener fremden Völker, die er gesehen, will ich recht einzelne Details wissen, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen, wie sie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können,

so zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenschnüre und vermag sonst nicht viel zu sagen. Er vergißt über seine Milben, seine Käfer, seine Schmetterlinge, die Menschen!" —

Ich weiß, du findest es sonderbar, daß mein Forschungstrieb gerade zu dem Reiche der Insekten sich hingeneigt, und ich kann dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade diese Neigung so in mein Innerstes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich sich nur in dieser Neigung zu gestalten vermag. Nicht vorwerfen darfst du mir aber, daß ich über diesen Trieb, der dir seltsam erscheint, die Menschen, oder gar Verwandte, Freunde vernachläßige, vergesse. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländischen Obristlieutenant gleich zu thun, der — doch um dich durch den Vergleich, den du dann zwischen diesem Alten und mir anstellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich dir die merkwürdige Historie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obristlieutenant (ich machte in Königsberg seine Bekanntschaft) war, was Insekten betrifft, der eifrigste, unermüdetste Naturforscher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er sich der menschlichen Gesellschaft allein nur kund that, das war der unausstehlichste, lächerlichste Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelst eines Weißbrods vergiftet werden würde. Irre ich nicht, so heißt dies Weißbrod im Deutschen Semmel. Ein solches Brod backte er sich jeden Morgen selbst, nahm es, war er zu Tische gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis seines tollen Geizes mag dir der Umstand genügen, daß er, seines Alters unerachtet ein rüstiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggestreckten Armen auf den Straßen

einherging, damit — die alte Uniform sich nicht abscheure, sondern fein konservire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amsterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder sich nicht gesehen; da machte der Amsterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal wiederzusehen, sich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte sitzt an dem Tische, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, schwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeschrei, er will dem Alten in die Arme stürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillschweigen. „Bruder," ruft der Amsterdamer, „Bruder, was hast du vor! — Georg ist da, dein Bruder ist da, aus Amsterdam hergereist, um dich, den er seit dreißig Jahren nicht sah, noch wiederzusehen in diesem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und lispelt: St — St — St — Thierchen stirbt! — Nun bemerkt der Amsterdamer erst, daß der schwarze Punkt ein kleines Würmchen ist, das sich in den Convulsionen des Todes krümmt und windet. Der Amsterdamer ehrt die Leidenschaft des Bruders, setzt sich still neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke sich um den Bruder kümmert, springt dieser ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländischen Fluch das Zimmer, setzt sich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amsterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeste Notiz nimmt! — Frage dich selbst, Eduard, ob ich, trätest du plötzlich hinein in meine Kajüte und fändest mich vertieft in die Betrachtung irgend eines

merkwürdigen Insekts, ob ich dann das Insekt unbeweglich anschauen, oder dir in die Arme stürzen würde?

Du magst, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Insekten gerade das wunderbarste, geheimnißvollste in der Natur ist. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, so bin ich angesiedelt in der Heimath der seltsamen, oft unerforschlichen Wesen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwischen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um dich nicht zu ermüden, und setze nur noch, um dich, um dein poetisches Gemüth ganz zu beschwichtigen, ganz mit mir auszusöhnen, hinzu, daß ein deutscher geistreicher Dichter die in den schönsten Farbenschmelz geputzten Insekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an diesem schönen Bilde!

Und eigentlich, warum sag' ich so viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geschah es nicht, um mich selbst zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forschens unwiderstehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine sonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereignisses ist, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in diesem Augenblick erfaßt mich diese Ahnung mit solcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu schreiben! Du wirst mich für einen närrischen Träumer halten, aber es ist nicht anders; deutlich steht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treuester rc. rc.

4.

Derselbe an denselben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18..

Nein! ich bin kein Träumer, aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, auf den höchsten Punkt des Lebens gestellt. Aber wie soll ich dir alles erzählen, damit du meine Wonne, mein unaussprechliches Entzücken ganz fühlst? — ich will mich fassen, ich will versuchen, ob ich im Stande bin, dir das alles, wie es sich zutrug, ruhig zu beschreiben.

Unfern Hanaruru, König Teimotus Residenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich gestern, als schon die Sonne zu sinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen sehr seltenen Schmetterling (der Name wird dich nicht interessiren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang seinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war schwül, von wollüstigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein seltsam süßes Bangen, mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die sich auflösten in sehnsüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob sich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie starrsüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der sich fortschwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen, wie von unsichtbaren Händen, in ein Gebüsch, das mich im Säuseln und Rauschen wie mit zärtlichen Liebesworten ansprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich — o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die ich jemals gesehen! Nein, nur die

äußern Contoure zeigten, daß das holde Wesen zu dem Geschlechte der hiesigen Insulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Aussehen, alles war sonst anders. Der Athem stockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutsam näherte ich mich der Kleinen. Sie schien zu schlafen; ich faßte sie, ich trug sie mit mir fort; das herrlichste Kleinod der Insel war mein! Ich nannte sie Haimatochare, klebte ihr ganz kleines Zimmer mit schönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich sie gefunden. Sie scheint mich zu verstehen, zu ahnen, was sie mir ist! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abschied von dir, ich muß sehen, was mein liebliches Wesen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, sie liegt auf ihrem Lager, sie spielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treuester rc. rc.

5.

Brougthon an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18..

Capitain Bligh hat Ew. Excellenz über unsere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erstattet, und auch gewiß nicht unterlassen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unser Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu ist entzückt über Ew. Excellenz reiches Geschenk, und wiederholt einmal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns nützliches und werthes erzeugt, als unser Eigenthum betrachten sollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgestickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie ihre vorige

unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatische Schwärmereien gerathen ist. Sie geht am frühen Morgen in das tiefste, einsamste Dickigt des Waldes und übt sich, indem sie den Mantel bald auf diese, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimischen Darstellungen, die sie Abends dem versammelten Hofe zum Besten giebt. Dabei wird sie oft von einer seltsamen Trostlosigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verursacht. Mir ist es indessen doch schon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühstück von geröfteten Fischen, die sie sehr gern ißt, und dann ein tüchtiges Glas Gin oder Rum daraufsetzt, welches ihren sehnsüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar ist es, daß Kahumanu unserm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt sie sich unbemerkt, in ihre Arme schließt, und mit den süßesten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß sie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müssen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forschungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanu's Liebe scheint er nicht erwiedern zu wollen, dagegen ist er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenschaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen sehr argen Streich zu spielen, der, kommt Menzies nicht von seinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue selbst, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu gestatten, daß er der Expedition nach O-Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich so viele Jahre hindurch bewährt gefunden, sich plötzlich in seltsamer Verblendung auf solche Weise ändern sollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umständen des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu

erstatten, und sollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der sich erlaubt, feindselig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundschaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Respekt 2c. 2c.

6.

Menzies an Broughton.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichst mir aus, du wirfst mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung lese, du sprichst von Treulosigkeit, von Verrath, so daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch suchte ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Ursache aufzufinden, die dein Benehmen gegen deinen treuesten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich dir, was unternahm ich, das dich kränkte? Gewiß ist es nur ein Mißverständniß, das dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte dich, Broughton, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie du es warst.

Davis, der dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, dich zu bitten, daß du auf der Stelle antwortest. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollsten Pein.

7.

Broughton an Menzies.

Du frägst noch, wodurch du mich beleidigt? In der That, diese Unbefangenheit steht dem wohl an, der gegen Freundschaft, nein, gegen die allgemeinen Rechte, wie sie in der bürgerlichen Verfassung bestehen, frevelte auf empörende Art! — Du willst mich nicht verstehen? Nun, so rufe ich dir denn,

daß es höre die Welt, und sich entsetze über deine Unthat, ja, so rufe ich dir denn den Namen ins Ohr, der deinen Frevel ausspricht: — Haimatochare! — Ja, Haimatochare hast du die genannt, die du mir geraubt, die du verborgen hältst vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit süßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an deiner Tugend, noch will ich glauben, daß dein treues Herz die unglückliche Leidenschaft besiegen wird, die dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treuesten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Brust! Vergessen ist dann aller Schmerz der Wunde, die du mir schlugst durch deine — unbesonnene That. Ja, nur unbesonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Broughton.

Freund! welch ein seltsamer Wahnsinn hat dich ergriffen? — Dir — dir sollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, so wie ihr ganzes Geschlecht, dich auch nicht im mindesten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur auf dem schönsten Teppiche schlafend fand, der erste, der sie betrachtete mit liebenden Augen, der erste, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, meinst du mich treulos, so muß ich dich verrückt schelten, daß du von einer schnöden Eifersucht verblendet in Anspruch nimmst, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein ist Haimatochare, und mein werde ich sie nennen in jenen Annalen, wo du prahlerisch zu prunken gedenkest mit dem Eigenthum

des Andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir lassen, alles, ja mein Leben, das nur durch sie sich zu gestalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Broughthon an Menzies.

Schaamloser Räuber! Haimatochare soll mich nichts angehen? In der Freiheit hast du sie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare schlief, nicht mein Eigenthum; mußtest du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? — Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt deinen Frevel. Nicht ich, du — du allein bist von der schnödesten Eifersucht verblendet, du willst prunken mit fremdem Eigenthume, aber das soll dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre dich für den niedrigsten Schurken!

10.

Menzies an Broughthon.

Dreifacher Schurke du selbst! Nur mit meinem Leben lasse ich Haimatochare!

11.

Broughthon an Menzies.

Nur mit deinem Leben läßt du, Schurke, Haimatochare? — Gut, so mögen denn morgen Abends um sechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochare's Besitz entscheiden, ich hoffe, daß deine Pistolen im Stande sind.

12.

Menzies an Brougthon.

Ich werde mich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden. Haimatochare soll Zeugin des Kampfes seyn um ihren Besitz.

13.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru auf O-Wahu, den 26. Dezember 18..

Ew. Excellenz den entsetzlichen Vorfall, der uns zwei der schätzbarsten Männer geraubt, zu berichten, ist mir traurige Pflicht. Längst hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Brougthon, welche sonst, in innigster Freundschaft verbunden, ein Herz, eine Seele schienen, die sonst sich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindesten errathen konnte, was wohl die Ursache davon seyn könne. Zuletzt vermieden sie mit Sorgfalt sich zu nähern, und wechselten Briefe, die unser Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchste Bewegung gerathen waren, und daß vorzüglich Brougthon zuletzt ganz Feuer und Flamme gewesen. Gestern hatte Davis bemerkt, daß Brougthon seine Pistolen lud und hinauseilte aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Brougthon wohl ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Collnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whidby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans.

Denn dort, schien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, die schicklichste Gegend dazu zu seyn. Ich hatte mich nicht getäuscht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beschleunigten unsere Schritte so gut wir es vermochten, und doch kamen wir zu spät. Wir fanden Menzies und Brougthon in ihrem Blute auf der Erde liegen, dieser durch den Kopf, jener durch die Brust getroffen, tödtlich, beide ohne die mindeste Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten sie auseinander gestanden, und zwischen ihnen lag der unglückliche Gegenstand, den mir Menzies Papiere als die Ursache, die Brougthons Haß und Eifersucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit schönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein sehr seltsam geformtes, schön gefärbtes kleines Insect, das der naturkundige Davis für ein Läuschen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich Farbe und die ganz sonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel stand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieses seltsame, bis jetzt ganz unbekannte Thierchen auf dem Rücken einer schönen Taube, die Brougthon **herabgeschossen, gefunden, und wollte dasselbe, als dessen erster Finder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der naturkundigen Welt einführen, Brougthon behauptete dagegen, daß er der erste Finder sey, da das Insect auf dem Körper der Taube gesessen, die er herabgeschossen, und wollte die Haimatochare sich aneignen. Darüber entstand der verhängnißvolle Streit zwischen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.**

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte stellt zwischen: pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulato etc. habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwischen: nirmus crassicornis, capite ovato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in Anate, Ansere et Bosrhade.

Aus diesen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz schon zu ermessen geruhen, wie einzig in seiner Art das Thierchen ist, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforscher bin, wohl hinzusetzen, daß das Insect, aufmerksam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem schön gefärbten Rücken und einer anmuthigen, solchen Thierchen sonst gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuschreiben ist.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückselige Thierchen wohlverpackt für das Museum einsenden, oder als die Ursache des Todes zweier vortrefflichen Menschen in die Tiefe des Meeres versenken soll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entscheidung bewahrt Davis die Haimatochare in seiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Gesundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung &c.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackson, den 1. Mai 18 . .

Mit dem tiefsten Schmerz hat mich, Capitain, Ihr Bericht von dem unglückseligen Tode unserer beiden wackern Naturforscher erfüllt. Ist es möglich, daß der Eifer für die Wissenschaft den Menschen so weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundschaft, ja dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt schuldig ist? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Brougthon auf die anständigste Weise begraben worden sind.

Was die Haimatochare betrifft, so haben Sie, Capitain, dieselbe den unglücklichen Naturforschern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu versenken. Verbleibend 2c. 2c.

15.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Am Bord der Diskovery, den 5. Oktober 18 . .

Ew. Excellenz Befehle in Ansehung der Haimatochare sind befolgt. In Gegenwart der festlich gekleideten Mannschaft, so wie des Königes Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde gestern Abend punkt 6 Uhr von dem Lieutenant Collnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel gethan, die sonst ihre Wohnung gewesen und nun ihr Sarg seyn sollte, diese Schachtel aber dann an einen großen Stein befestigt, und

von mir selbst unter dreimaliger Abfeuerung des Geschützes in das Meer geworfen. Hierauf stimmte die Königin Kahumanu einen Gesang an, in den sämmtliche O-wahuer einstimmten und der so abscheulich klang, als es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geschütz noch dreimal abgefeuert, und Fleisch und Rum unter die Mannschaft vertheilt. Teimotu, Kahumanu, so wie die übrigen O-wahuer wurden mit Grok und andern Erfrischungen bedient. Die gute Königin kann sich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat sich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Hayfischzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß Davis, der treue Pfleger der Haimatochare, eine sehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochare's Lebenslauf in der Kürze beschrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdischen handelte. Die härtesten Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgesetzten Pausen ein zweckmäßiges Geheul ausstieß, brachte Davis es auch dahin, daß die O-wahuer entsetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz 2c. 2c.

Der Feind.

Eine Erzählung.†)

Erstes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth; zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirthshauses zum weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„O ho!" erwiederte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsammtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlich-

---

†) Frauentaschenbuch für das Jahr 1824. Nürnberg, bei J. L. Schrag. S. 351—414.

keiten, Edikte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirth in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntniß seines gleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und Euch bessern Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein," nahm Meister Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu theuer und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maaß anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirthen kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandtniß. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich sie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit durften lassen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihrs verantworten könnet."

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel

Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäste, ihr ließet unsern Herrn Wirth die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn sie ist gar hübsch und anmuthig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hinein glucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch also, ihr höchstschätzbaren Gäste und **würdigen Freunde, die wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich, mit denselben zierlichen Phrasen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und seine Rede wohl zu setzen wußte."**

„Früh Morgens, am Tage Marzii des Evangelisten, im Jahr des Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was sie nun eben an schönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt sey Jesus Christus!" demüthiglich das Haupt verneigend: „in Ewigkeit!" antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländisches

an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding schien."

„Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „Ei Nachbarin, was sind das für schöne glänzende Eier," erwiederte sie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: „Ei meine Henne darf keine schlechtern legen für die ehrsame Frau Bürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage." Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Waare geradesweges in das Haus des Bürgermeisters."

„So wie sie eingetreten, thät sie gehorsam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

> Wer treten will die Steigen herein,
> Dem sollen die Schuhe fein sauber seyn.

Dann wurde sie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrsamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer Prangkuchen befand."

„Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendniß war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Fischer selbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unsre edle Tischler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkissen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber seyn, weil das Maaß nach dem Gesäß der Frau Bürgermeisterin genommen."

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürger-

meisterin demuthsvoll hin, indem sie hoch betheuerte, daß Sprut, ihre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen."

„Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta."

„Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, geriethen die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Waare zu erhalten."

„Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Waare keinen schicklicheren Platz gefunden, als das grünsammtene Kissen im Lehnstuhl der Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen."

„Nach Paracelsi Rath hatte die Frau Bürgermeisterin so eben, um die heftige Gemüthsbewegung ein wenig zu besänftigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun aufs neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in den Lehnstuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Polster lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück vor Stück und kein einziges blieb ganz."

„Die Frau Bürgermeisterin sprach unmuthig: warum habe ich diese schönen! Eier zerbrochen? da meinte aber die schelmische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern unversehrt hätten liegen können, bis zu unserer fröhlichen Urständ. Aber die Bauersfrau aus Fürth sey eine böse Hexe, die den Leuten Eier von schönem Ansehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären."

„Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall

ihrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister, anzuzeigen. Der hochweise Rath, bestürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wissen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie alles von der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Gränze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde sie verhöhnt und man rief ihr nach:

Seht das ist die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die sich nachher der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem höllischen —"

„Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlassen, auf einer Anhöhe stille stehen, und es war graulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschoß, bald einer Hopfenstange gleichend und mit den dürren Armen herum focht, die sie endlich über Nürnberg fest ausstreckte, und mit einer Stimme, die so kreischend und mißtönend war, daß man wohl den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

Pfui, arg dick Weib
Pfui du Balg schalks Magd
habt mich verjagt
Eider euch in den Leib
Pfui Nürnbergsch Jung Volk
Traun Trat
Mennchin Krat
Heisa Mutter Zedrs vollendent hat
Paßt nur auf
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nürnberg
erst recht theuer."

„Der Satan unterließ nicht seiner Dienerin kräftig beizustehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwidersteh-

liche Gelüste, sich in Eierkörbe zu setzen, und die darin befindliche Waare zu zerbrechen, so daß einer, dem es nach einem guten Eierschmalz gelüstete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen."

„Daß aber, sagt der weise Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können, ist nur wie ein Sprichwort anzusehen, das auf wundersame Weise entstanden."

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter lustigem Trompetenschall und Trommelschlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unversehrt in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten solle."

„Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gelüst zu widerstehen, noch zuletzt schmählich mißglückt war, meldete sich endlich die Frau seines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltensten Eier."

„Mich wundert," sprach der edle Herr sehr freundlich, „daß Ihr nicht längst gekommen seyd, liebe Frau, denn Ihr seyd so fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und bösen Lüsten nichts wißt. Der Wein ist so gut als Euer."

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb fassen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der Hand und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so daß alle Eier zerquetscht wurden."

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich und weinte sehr."

„Ei," sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht Ihr dem Bösen."

„Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch so wie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde, als das erste Mal."

„Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die gespreitzten Hände gegen einander ausstreckten, so waren sie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die sich anfallen wollen."

„Der edle Herr trat hinein."

„Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch so wie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem

Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein."

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, fistulirte der leidige Gott sey bei uns seine obligate Stimme darein und jubilirte über seine höllischen Eierkuchen."

„Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechzig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wohl seyn, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst."

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechzig Eier einen Eimer Wein, und so kam es, daß es hieß: zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

So wie der Wirth aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen Alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäste, euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen, zu zeigen."

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum weißen Lamm wußte recht gut sich die Hände reibend zu verbeugen,

die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „Nicht wahr, daß ich solch ein Kauz sey, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute."

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirth!" rief er, „Ihr seyd der beste Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt, dadurch, daß Ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirth."

„Ich weiß nicht," sprach der Wirth, „was Ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen schiene."

„So ist es!" schrie Weppering, „und ich dächte, Meisters, wir ließen eins springen."

„Ihr seyd," nahm Meister Errner das Wort, „Ihr seyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird."— „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe."

„Ist," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmuthige Weise belebte, „ist hier der jüngste wie es scheint, der mäßigste und nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen

daß ich, als der älteste von euch allen, mich zur Gegenpartei schlage."

„Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirth ein paar Fäßchen sehr guten Würzburger Wein stehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen."

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin," rief der Alte, „wollt ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?"

„Herr," erwiederte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirthet haben."

„So dürfet," fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürft ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht verschmähen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseyns durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu sehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht

wisse, wer der Alte sey, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß war sein Körper, im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Ueber sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermuth beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich lese," sprach er mit sanfter Stimme, „in euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die mit einander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden, so wie der besondern Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied, so wie der seinige, und so wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer seyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die

Wissenschaften unwiderstehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen gutmüthigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt, und dabei eine vollständige, anmuthige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen voran über fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!" begrüßten."

„Wer," erwiederte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmuthigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima —"

„Nun,“ unterbrach Meister Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sey der Dezember im Anzuge.“

„Schämt Euch,“ nahm Doktor Mathias das Wort, „schämt Euch, Meister Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tyroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben. Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf — deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fischer, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen, mächtigen Albrecht Dürer.“

So wie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind,“ fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schnöde Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstan-

tinopel ihre Gemächer mit Euren Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihres Gleichen suchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fischer!" rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; faßt Muth, Bergstainer, Ihr werdet's noch zu großem bringen! — Und was soll ich zu Euch sagen, Ihr, mein guter lieber Meister Erxner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit —"

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirthshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollirte unbehülflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hineingestürzt und rief lachend: „ei, ei, meine werthen Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Gesellen, der aufs neue unnützen Lärm verführen will, wie seine Kumpane im Jahr 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre — er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht

und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleib-
lich naß wird."

Die Thüre ging auf und hinein trat der Mensch, der sich
mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, bei-
nahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr brei-
ter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinab hingen, die
ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer
Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in
einem gelben Reitermantel fast eingewickelt war, so mußte man
freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie
näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es nie-
mals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit
schmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen,
daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich
die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wie-
der des Satans, und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte
ihn rücksichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tisch
flogen, wo die Gäste saßen. — Dann warf er den Mantel ab
und man erblickte nun die hagere Gestalt des Menschen, der
ein Reiterwams von ganz unscheinbar gewordener Farbe und
hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch
auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen sollen,
der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch seyn, daß
die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gast-
stube, so wie die ausgestandene Witterung, das Gesicht des
Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig
war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines An-

zuges, d. h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolands-spornen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist," sprach Herr Mathias, „das ist ja ein grober ungeschlachter Geselle, der uns hier unsre ruhige Freude verdirbt;" — „den ich," nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde." — „Das wird," erwiederte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutale Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich."

Unterdessen hatte der Wirth das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich gebehrdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des

wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücken zerbrach, indem er dabei schrie: „was, du hallunkischer Wirth, du willst mich vergiften, ehe mich Andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit deinem Höllengesöffe?"

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und schrie mit einer Stimme, die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geselle; wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr hinein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel, und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sey es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaisers Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat."

„Was, Ihr grober Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt, und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wohl sonst gethan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt! Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herrn Kaiser Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher

Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seyd!"

„Gesindel," brüllte der Fremde, und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor, und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin, und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seyd Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig seyn wollt, oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich Euch, trotz Eures Rolandsschwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmessers, mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nöthig haben sollt, zum Reiterwams."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken, und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden, und auf den Fremden zugeschritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seyd, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen."

„Fallt ihr alle über mich her," sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien, und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr."

„Ich merke," sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das

Mißverständniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohl gethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützer Weise den großen Tumult anzufangen."

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirth ein solch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrner Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?"

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen, und sprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? seyd Ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage thun könnt? Ihr müßt sammt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen seyn, denn sonst hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf eine Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer!“

„Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besondern Gunstbezeugungen beehren wird.“

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dies wie ganz erstarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier,“ sprachen die Gäste, und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte

er ihm die Hand auf die Achsel und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seyd Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen."

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dies kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmuthig daher plätscherndem Gewässer durchschnitten, Gebüsch bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, rings umher dazu das melodische Trillern der Singvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath stören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Tempe verglich, von dem die alten Fabeln so viel herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun Alt und Jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmuthige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit Zithern in den Händen, daher und sangen lustig anzuhörende

Mährlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinverirt hat, und sein klägliches Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntscheckigter Schalksnarr und sang unter tollen Grimassen und Gebehrden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: der Rosmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der Rosenschmeck und tausend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei a!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigseime für und für,
die Zung' ist Milch und Honigfüße:
die Kleider haben den Geschmack,
den Libanus nicht geben mag.
Auch wenn er alle Kraft anbließe.

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas fürs Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigten Wasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und

Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuschauen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung. Rathsherren schritten bedächtig durch die Gänge, freuten sich des Wohlseyns ihrer Bürger und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern. —

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geschwätzigen Springbach hatte sich ein Trupp Jünglinge zusammen gefunden, die von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergötzen schienen. Dieser Trupp war in der That eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italischer Weise in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geschlitzten Aermeln und größern als gewöhnlichen ausgeschlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn wogte, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchses ins Licht zu stellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so keck und kühn in die Welt hinausschaute, als ob alles sein, und er der Gebieter. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich ganz entstellt von Zorn und wilder Wuth mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht außer Fassung gebracht, wußte die Kraft dieses jähen Angriffs geschickt zu brechen und auch seinen Gegner mit Vortheil zu fassen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten

sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Theils konnte den Kampf entscheiden, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuschauer, aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehende Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen, und den Ueberwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen, und der Sohn eines der ersten Patriziers. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender Stellung, das Messer hoch empor gehoben, mit Zorn sprühenden Augen und krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings, so kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen, dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Todesstreich zu versetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. So wie er den schönen Jüngling mit dem Mordmesser in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seyd Ihr es, der Meuterei anfängt; schon wieder stört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger. Was soll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache."

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu kommen. „O Gott!" rief er, „o Gott! mein würdigster Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entsetzlich, hier auf dieser Stelle, hier öffent-

lich unter dem Volke hat er mich geschimpft; — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Bastard." Der Jüngling stieß ein Geheul aus, indem er sich beide Fäuste vors Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Rathsherren zu, und versicherten, daß der übermüthige Patriziersohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wuth gerathen, und ihm zu Leibe gehen können. Ein Thränenstrom stürzte aus Raphaels Augen — er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust, und fragte schluchzend: ob er denn solch ein Mordgeselle sey, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröhlichkeit zur höchsten Wuth gereizt — darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte seine Hand und benetzte sie mit Thränen, indem er sprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter, und sagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?"

„Weil," sprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinstimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seyd, vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Messer her." Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust, und sprach im Ton der innigsten Wehmuth: „O, mein würdigsterr Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst gethan, zwingt mich, dieses Messer nie

von meiner Seite zu lassen. Seyd barmherzig, würdigster Herr, fragt mich nicht mehr." —

„Ihr seyd," erwiederte der Rathsherr lächelnd, „Ihr seyd ein wunderlicher Mensch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so leicht etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, ihr lieben Jünglinge, seyd ihr der Leibesübungen satt, so mischt euch dort in jene fröhliche Haufen, welche sich ergötzen durch Gesang und Tanz. Reizen euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die dort reihenweise daherziehen?"

Da gerieth Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den Blick in die Höhe und sang mit gar heller anmuthiger Stimme in der stumpfen Schloßweis Hans Müllers:

Es steht am Firmament
nur eine Sonnen die brennt
ins wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben.
Ein Liebesfirmament
Ein Liebesfeuer brennt.
O, Königin!
mein Sinn,
in dir nur lebt.
Giebts noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
sie gönnt
mir tausend süße Schmerzen!
O! selig Feu'r das brennt,
Das Himmelslust mir gönnt.
Spring auf, o Brust,
in Lust.
Entströme Glut dem Herzen.

„Er ist in Liebe,“ sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer.“ — „Nun,“ erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens eben so wild und toll, als die Liebe selbst.“

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschigten, vielfach geknüpften Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn rings umher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher Scheu erröthend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

So kommst du her,
Schönst' der Jungfrauen?
Darf ich dich schauen?
Wunderbares Bangen
Hält die Brust befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut ist ihr Gang,
ihr Athem süßer Gesang,

alles huld'ge ihr,
im Lustrevier.
Will sie zu euch sich neigen,
seht den Himmel niedersteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst, Liebesbronnen!
O Schmerzen. O Lust
zerspaltet die Brust.
Ach dem kein Stern mehr brennet,
dem ist die Ruh gegönnet.

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Thränen, und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten, und sich an dem anmuthigen Schauspiel ergötzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend,

nun aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung seyn mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Schaam, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Muth schwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beschlossen unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abentheuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckigter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Amann Kriegszug gesprungen zu seyn.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf

mißtönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett empor hielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in der Gewalt der Jünglinge, und jemehr er sich toll gebehrdete, zu desto abentheuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Athem zu erhalten, so daß er's war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand. —

Es ist nöthig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie immer; es gesellten sich so viel edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmuthigen Beredtsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens. —

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markigt aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben,

wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft unter den buschigten scharf zusammengezogenen Augenbraunen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen ein unaussprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, so wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Uebels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eignes Colorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden, und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzuthun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von schwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit gerissenem Sammt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wams war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael!

welchen Unfug treibst du; spiel' nicht vor diesen edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren."

In dem Augenblick trafen Solfaterras und Dürers Blicke zusammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt," und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothischen Erker geführt zn werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Bläße ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet und sah in tiefer Bekümmerniß vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?"

„Ach,“ erwiederte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört, und mit dir geseufzt und gebetet. Unsre arme Tochter Mathilde.“

„Sie ist,“ sprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte —“

„Um Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du bist alles dessen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmuth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber hast du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch Raphael ein guter Mensch.“ —

„In der That,“ nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der That, du vertheidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen.“

„Mit nichten,“ erwiederte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich seyn sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmuthigen Wiesenflecken dahin plätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht.“

„Ei,“ sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichniß, das jedem Meistersänger Ehre machen würde, hast du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmasius zu verdanken.“

„O!“ sprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinausschreiten und ein anderes Wesen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichniß sagen, daß Mathildens stille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer stets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum erstenmal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Wesen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbesonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wo-

durch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhellen Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet."

„Doch sage, Vater, was thun, was beginnen?" —

„Ernste väterliche Ermahnungen," sprach Herr Harsdorfer, „sind vor der Hand der einzige Damm, den ich diesem reißenden Strom entgegensetzen kann; und wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindesten der Vernunft sich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unser liebes Kind mit unserm Morgen-Imbiß die Treppe heraufschreiten. Sie wird auf unserm kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie uns verursacht."

In der That öffnete sich die Thüre, und hinein trat das liebe Kind, mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläser standen. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das so frisch und appetitlich aussah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenblässe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchsten jugendlichen Liebreiz vor sich stehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zusammendrücken sehend, schien in der That verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun," sprach er mit bitterm Ernst, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu seiner Liebsten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?" „Ach, Vater!" erwiederte Mathilde, „verletzt

nicht noch dies wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der gestrige Auftritt hat mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehen, als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?"

„Mathilde," sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entschuldigung fand. Mathilde, du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirst du ihm schon längst die innere Stimmung verrathen haben."

„O Gott!" rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Thränen standen, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nun mit mildem Ernst und einem Ton, dessen halbunterdrückte Wehmuth die höchste Zärtlichkeit für das liebe Kind, so wie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt:

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest du irren, wenn du glauben solltest, daß deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn versetzt hat. Ra-

phael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also deiner Liebe niemals ein Hinderniß seyn. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem."

„Mathilde, du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach dir aus und sucht dich zu verderben. Mathilde, sammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher —" Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknillte.

„Also," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte — konntest du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergiebt, und ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft, sein Jähzorn scheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geschah?"

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk." Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber," sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir selbst hat nun sein bedrohliches Wesen sich offenbart. Du siehst die Gefahr ein, der du leichtsinnig dich hinopfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen so verlocken, daß er als ihr eigen an die Brust fällt, um ihn dann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen; so ist's mit Raphael."

„Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist geschehn; unverzeihlich hat sich Raphael gegen dich benommen, und hierin findest du den ersten und fürnehmsten Grund, deine Leidenschaft zu bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes, frommzüchtiges Kind, und so wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes theures Kind, du hast recht, nicht verzeihen magst, kannst du dem wilden Jüngling was er that."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst verziehen."

Herr Harsdorfer erschrack über diesen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches schon seine Lippen berührten, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich sprach: hättest du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit steigender Leidenschaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern sein edles herrliches Gemüth."

„Als der übermüthige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wissen, meine theuren Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf machte, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu seyn, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog — o! das böse, böse Messer — wie oft habe ich — —" Mathilde stockte und drückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Thränen ersticken zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknirschung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im," sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem du ihn nicht wieder siehst, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöschen."

„O Gott!" schrie Mathilde mehr als sie sprach, „was sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daseyn ist. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in seiner Brust — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens — ohne ihn alles todt und starr — mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne. Und so lebe ich auch in meines Raphaels Brust. Ha! so geliebt zu seyn! — so geliebt zu seyn!" —

„Als er mich auf der Hallerwiese erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die älte-

sten Meister nickten ihm Beifall zu — allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten — während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen — während sie den Jüngling verdammten, fühlte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch ist er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!"

„So gewahr' ich denn," sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „so gewahr' ich denn, daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegährt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchsten wallt, die Zucht und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den deinigen strömen? Doch gehe hin, Verworfene, du hast keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon längst in dem Gehirn des Bösewichts, der dir nachstellt; ende im Elend und tiefer Schmach."

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unser frommes Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch nein, sie liebt

wohl Raphael wirklich, aber kann sie darum Vater und Mutter lassen?"

„Nimmermehr, lieber sterben," schluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden ganz schmerzaufgelösten Weiber gab diesem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergestürzt war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmüthig: fasse dich, mein liebes Kind, vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der dich dir selbst verleugnen ließ."

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trocknen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamen Blick und fragte mit dumpfen Ton: „habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig."
— Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwischen deinen Eltern."

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmuthiges Kabinetsstück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlankgewachsene Mathilde in der zierlichsten Morgenkleidung, Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Tabourets und

des Tisches mit dem appetitlichen Morgen-Imbiß vergessen werden. —

„Um dir," begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet ist, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längst bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen."

„So wie Dürers Vater, war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug bei Seite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben sollten sich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth."

„Hier war es nun, wo in beiden sich bald ein reicher Schacht der vorzüglichsten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt; Dietrich dagegen, von einem selt-

samen Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchste treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung; so gaben doch insgemein die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen, und den Mackel weltlicher Lust, die nichts höheres will, als die Lust, an sich trugen."

„Zu dem schalten die Meister noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, alles überwiegender Geist — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und seinen Bildern jene eigenthümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, die die allgemeine Bewunderung erregten."

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging's dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirkliche Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit," verworfen wurde."

„Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wüthendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen."

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen,

einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf dessen nicht."

„Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und schien wirklich wieder etwas über das starre Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, Namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam."

„Von diesem Augenblick war Dietrich wie von Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts, als italische Kunst; und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch schlimmeres, als dies."

„Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wuth, die in dem gährenden Blute kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet."

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu deinen Eltern, zu dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten."

„Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Eben so wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Eben so wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen — eben so wie du, unglückliche Mathilde, kam die

schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie, und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn sammt dem saubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt."

„Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem bildschönen, fünf- bis sechsjährigen Knaben Klostersuppe eingeflößt wurde."

„Das Bettelweib war ein Bild des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren."

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hülflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hülfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Irmshöfer — das Bettelweib, Rosa." —

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indessen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat hinein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, davon soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gasthofe zum weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammengetrieben, so hatte dagegen das langerwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerthen Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du bist besser, als der heilige Sebaldus, der blos zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geschehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!“ prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforce-Schritt gerieth, und dabei kläglich stürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!“ rief in der Stube ein wohlgenährter Kärner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche kurze Waaren feil zu halten), „nein, mit Freu-

den verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich daheim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude."

„Ei," begann ein schwarzgebrannter Geselle von Kärner, „ei nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich; ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet seyn wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürsten und Potentaten malt, und unser eins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir garnichts mehr von ihm wissen."

„Ei," sprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch so sprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen. So wie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüren

und Thore für jedermann geöffnet, und der geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben."

„Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg — Stütze der Armen — Zuflucht der Bedrängten — Trost und thätige Hülfe jedem, der ihrer bedarf — und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier unbefangener Sinn, statt falscher Saalbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl solches Gift oftmals bei den Vornehmen herumschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder, und lispelte: „O Gott! sollte etwas darin stecken."

„Silentium!" schrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über den Tisch herüber: Silentium! und sollte ich ganz allein gegen euch Meisters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, so thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke sitzt, zu entscheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bastard schimpfte."

„Wer mir," sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben."

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," so stürmten die

Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrien, indem sie die Gläser klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegesohn Raphael, denn sein ist er ganz und gar."

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht," so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entschiede."

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durchschlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Ansinnen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterspruch zu thun. Herr Thomas gab der strengen Nothwendigkeit nach, und bemühte sich, wenigstens das mit Zierlichkeit und Anstand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblicke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine theuren Gäste! es ist hier von einem Todtschlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht ist, jemand todt zu schlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Egyptier, Perser —"

„Halt, halt," schrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier,

Kalkdreher, Gypszieher, oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da heraus gewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirth, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt es, „betreffend Meuterei und Todtschlag," ausdrücklich: so Jemand —" In diesem Augenblicke schaute der Wirth um sich, und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachtheiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „in der That, sehr werthe Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor gleiches gethan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „und sollte auch ein hitziger Streich geschehen seyn, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung eures Gemüths, die ihr in dieser

Stunde genossen habt." Dem Wirth wurde aufs neue stürmischer Beifall zugejauchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Katzensprunge auf den breiten Rücken seines Oberkellners zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Thüre sprang nämlich auf, und hinein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gänserich, der in den Blitz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohl bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauses stark besetzt wurden, und auch auf der Straße starke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Besorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Rathsschreiber Elias Werkelmatz — dies war der kleine Mann, der die Wache führte, — mit Fragen. Werkelmatz schritt aber, ohne Jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Thüre heraus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses, so wie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menschen verjagt, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich — mit Ausnahme des Doktor Salmasius — diejenigen

Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt," sprach Erxner, „ein hochweiser Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Personen nach, als Dürers Fest beginnen soll?"

„Ist von Nöthen, ist von Nöthen," sprang der Wirth geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her und that überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha," lachte Weppering, „seht, wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert."

„Vermaledeiter Saufaus," murmelte Herr Thomas zwischen den Zähnen; dann aber lauter und gemüthlicher: „soll geschehen, edler Drechsler, soll geschehen." Bald stand der Wein auf dem Tische. Nun wischte sich Herr Thomas mit der Kellerschürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den Andern zuwinkte, ein gleiches zu thun, und soviel möglich die Köpfe zusammen zu stecken.

„Der kleine stumme Rathsschreiber," begann der Wirth, „ist ein närrischer Kumpan; warum sagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte sich aufgehalten, und daß der hochweise Rath ihn zu verhaften strebt, ohne ihn jedoch finden zu können."

„Wie, der abscheuliche Bösewicht wieder hier? Sollte," fuhr Erxner fort, „der Bösewicht die Frechheit haben, gerade am Fest unseres großen Dürer dem Galgen entgegen zu treten? Ich glaube es kaum."

„Ich weiß," nahm Bergstainer das Wort, „überhaupt

17 *

gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, so viel Federlesens macht. Warum schmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schittersamen geschah, der die Nürnberger durch seine arglistigen Streiche auf abscheuliche Art molestirte. Nun, jetzt wird er wohl dem Galgen nicht länger entgehen, sie hängen ihn gewiß."

„Sobald sie ihn haben," fiel der Wirth ihm ins Wort, indem seine Miene einen solchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrensten Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen seyn würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmshöfer ist eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? — Wißt ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünf und ein halb Wochen, alles Christenthums baar, brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß —"

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaisersaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas rief, ganz erboßt, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen: „da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß das kleine Kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfniß anzuwenden, als wozu es bestimmt; und daß es darauf anging und verbrannte, wie ein schlechter Haderlump. Daß aber der Sakristan Solfaterra ein rothes Pulver —" Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demselben Augenblicke lag der, dessen Lob, dessen Ruhm

von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett, in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauses, wo er verschiedene kleinere Kabinetstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen, und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Albrecht! es ist, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühtet."

Albrecht richtete sich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerst die Leichenbläſſe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien seinen Ursprung findet, angiebt. „Um Gott!" rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammen schlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hierher gegangen und krank geworden wärest. Ich eilte hierher." —

„Ach!" unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein ganzes Ich ausschütten, das schon das deinige ist." Albrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit schwacher, krankhafter Stimme: „ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur

Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht von Statten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister, in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieser Aergerniß des Bösen.“ —

„Er ist hier,“ sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es,“ erwiederte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts,“ fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht.“

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster, und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifriger und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. — Mathias! als der Rathsdiener die Pforten des Kaisersaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Theil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich

jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erschreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschloßnen Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber soviel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Theil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders ins feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte."

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst.

Dieses herrliche Fragment ist der letzte Aufsatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder

sagte. Wenige Stunden vor seinem Scheiden von dieser Erde wollte er noch, sich wohl fühlend, diese Erzählung fortsetzen; seine Frau suchte es ihm aber auszureden; er wurde im Bette mit dem Gesichte nach der Wand hin gelegt, verfiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die Biographie.)

Neueste Schicksale
eines abentheuerlichen Mannes †).

Vorwort.

Nicht gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthofe, das Hôtel de Brandenbourg geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, Rücksichts seines Aeußern, seines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig seltsam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen, Geschwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie Keiner; z. B. Lilas, Zeisiggrün rc., die aber, seiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten, und dazu saß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlschnalle ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Frisur. Frisiren und pudern ließ sich der Kleine nehmlich jeden Tag auf das schönste,

---

†) Diese Erzählung, so wie „des Vetters Eckfenster" und „die Genesung", sind hier aufgenommen aus E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von J. E. Hitzig. 2 Thle. Berlin 1823. (2. Aufl. 1827. — 3. Aufl. 3 Bde. Stuttg. 1839.) Thl. II. S. 203 ff.

und einen amönen Studentenzopf aus den Neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe u. s. w.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten, und aß und trank mit dem ungemessensten Appetit. Hatte er sich dann satt gegessen und getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle, oder wie ein Feuerrad. In einem Athem schwatzte er von Naturphilosophie, seltnen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundnen Haubenstöcken, Poesie, Compreßions-Maschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wohl bald merkte, wie er ein sattsam gebildeter Mann seyn, und in literarisch ästhetischen Thees hinlänglich geglänzt haben müsse. — Ueberhaupt verstand sich der Fremde ungemein auf das, was man feine Conversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen vorzog) mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes herrliches Gemüth verspüren, und auch erstaunlich viel deutschen Sinn, wiewohl er versicherte, sich deswegen etwas cachiren zu müssen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln stehen lassen, das er mit Artigkeit wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, wes Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sey, so entschlüpfte ihm doch in solch' gemüthlicher Laune manch' bedeutsames Wort, das freilich nun wieder unauflöslichen Räthseln anzugehören schien. Er gab nehmlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnißvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre, als das liebe tägliche Brot. — Dabei fuhr er mit beiden Aermen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als

wolle er jemanden das Maaß nehmen, er überhaupt sehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnißvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinend, wenn man da so hinabginge, und so immer fort und fort, so würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerstrauch eingefaßten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange. Und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche, und sah so ganz besonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken gerathen mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sey am Ende niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft, wie ein naß gewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute satt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigne Bewandniß. Das Gepräge war nehmlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite stand eine Inschrift, die beinahe Chinesisch schien. Auf der Kehrseite befand sich aber in dem, mit einer Turban ähnlichen Krone bedeckten, Wappenschilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Esel. — Der Wirth des Hauses wollte daher auch diese, gänzlich unbekannte, Münze nicht eher in

Zahlung nehmen, bis auf Befragen der General-Münz-Wardein Loos ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sey, daß es ordentlicher Uebermuth gewesen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein Inkognito reisender asiatischer Potentat, so stand damit wieder manches in seinem Betragen in dem grellsten Widerspruch. Mit hoher kreischender Stimme pflegte er nehmlich öfters Lieder zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woch' zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blüh'n, oder: Der Schneider muß nach Pankow schnell heraus ꝛc. ꝛc.

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattsam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande herausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandtesten Köchin den Eiergelben Schnürstiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armes Markt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salzmann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Esel großartig belohnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirthsleute und aller derer, die gerade aus den Fenstern guckten, war

er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davon gefahren im brausenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirthstafel im Hôtel de Brandenbourg die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause erwähnte, daß man auf dem Sekretair in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich, auf den ersten Blick in's Manuskript, wahrnahm, daß der Fremde niemand anders gewesen, als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancirte, Schneidergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren, in dem achten Bande der Straußfedern, der Lesewelt mitgetheilt wurde. — Merkwürdig genug scheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen, und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redacteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tieck) suchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonelli's ferneres Manuskript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaktion desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen. *)

---

*) Den geneigten Lesern, die etwa den achten Band der zuerst von Musäus herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das sich sehr selten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben sollten, dient folgendes zur kürzlichen Nachricht. A. Tonelli, von armen Schneidereltern geboren, selbst zu dieser Profession erzogen, aber Hohes im Sinne tragend, begiebt sich auf die Wanderschaft, verirrt sich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus vexirt, und kommt, nachdem er viel

Hier ist also die

Fortsetzung von Abraham Tonelli's merkwürdiger Lebensgeschichte.

Vierte Abtheilung.

1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch

---

Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich, mittelst einer Wurzel, in alle nur mögliche Thiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elephant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus über's Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der, vor Freude über den seltnen Künstler, sich kreuzigt und segnet, und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Zauberwurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt sich durch bis nach Siberien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirthshauses eine verwünschte Katze besucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerspruch, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt sich von ihr die Hand reichen, und faßt Zutrauen, als sie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz, und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Gold verschwunden, und er auf's neue in Noth und Elend gerathen ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm so viel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmauß, den er ihm in dem Gasthofe giebt, baut ein Schloß, Tunellenburg genannt, und heirathet die Tochter eines Kaufmanns. Diese stirbt, das Schloß brennt ab, der Stein ist verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeister, aus dem Lande gejagt. Er muß auf's neue sich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirthshaus ein, wo der Wirth ihnen ein Zimmer einräumt, das von

nimmer gelogen, als wenn's mein Vortheil. Possedir' überhaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb in den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, daß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau, und doch immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch ein junger hübscher Mann mit rothen Backen, hatte mich aber stark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan mit Apfelmuß und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die idealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brü-

---

Poltergeistern heimgesucht werden soll. Als sie spielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das köstlichste schmausen. Die beiden Leinweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen todt um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen großen Vogels, dem Tonelli sein Compliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebets, das ihm in der Angst entfahren. Der Vogel erwiedert, das habe nichts zu sagen, und rathet ihm, von den Kostbarkeiten auf dem Tisch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es, und darauf bringt ihn ein geflügelter Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherei die Gunst des Kaisers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Auslieferung der Perle, seine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schlusse heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch „glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich „thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, „daß man gewiß und wahrhaftig durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, ihn bis an „mein seeliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfullung gegangen: das erleben nur wenige „Menschen!" —

ſten, daß alles durchgeſetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes bischen alte Geſchichte verſchwitzt. Dachte nicht an Cröſus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und, wie geſagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verſpüre. Erlitt auch bald nachher, als ich alſo gelogen, großes Unglück, Noth und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich laſſen und vergeſſen mußte. O wie muß ſich doch der irdiſche Menſch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines ſtets wankenden Schickſals! — O täuſchender Glanz des Glück's, wie verbleichſt du ſo ſchnell, ſo plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeſchicks! — Iſt einmal ſo und nicht anders in der Welt! —

2.

Hatte, als Kaiſer von Aromata, eine überaus ſchöne vortreffliche Kaiſerin. War auch ein Engel dabei, und konnte ſingen und ſpielen, daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübſch. Dachte, als die Flitterwochen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinem Part gehöre, die koſtbare Perl' aufzubewahren, bat ſie mir daher aus von der Gemahlin. Schlug's mir aber ſchnippiſch ab. Thät' den Aerger verbeißen und meinte, die Gemahlin ſolle, aus großer Liebe zu mir, meinem Willen nicht entgegen ſeyn. Die Gemahlin ſchlug es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig, und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals ſolche Augen bei einer Weibsperſon geſehen, und mußte an die ſchwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen, und vergoß eines Mittags, als die Kaiſerin gerade ein gebratenes Spanferkel anſchnitt, das zu ſehr gepfeffert, bittre

Thränen des Unmuths. Das rührte die Gemahlin, und sie sagte, ich solle mir den Verlust der Perl' nicht so zu Herzen nehmen, hätte doch das unschätzbarste Kleinod auf Erden dafür eingetauscht und wolle sie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben. — War doch ein schönes ehrliches Gemüth, die Kaiserin! — (Mehr ist nicht vorhanden.)

Des Vetters Eckfenster.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut Noth, daß er sich, mit Hülfe standhafter Krücken, und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet. Aber noch eine Aehnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Gleise des französischen Witzes ausweichende, Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse, in der französischen Literatur feststellte. So wie Scarron, schriftstellert mein Vetter; so wie Scarron, ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhme des deutschen Schriftstellers sey es bemerkt, daß er niemals für nöthig achtete, seine kleinen pikanten Schüsseln mit Asa fötida zu würzen, um die Gaumen seiner deutschen Leser, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle

Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut seyn und ergötzlich; ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Vetters Unterhaltung, und es schien mir gemüthlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die schwerste Krankheit vermochte nicht den raschen Rädergang der Fantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmuthige Geschichten erzählte, die er, des mannigfachen Weh's, das er duldete, unerachtet, ersonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. So wie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die schwärzeste Melancholie. „Vetter!“ sprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erschreckte, „Vetter mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der Tage lang vor einer in den Rahmen gespannten grundirten Leinewand saß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er so eben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußern Form gestaltet, aus mir selbst hinaus tritt, sich mit der Welt befreundend! — Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück!“ Seit der Zeit ließ sich mein Vetter, weder vor mir, noch vor irgen deinem andern Menschen, sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund. —

Es ist nöthig zu sagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichter-Sitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Fantasie fliegt empor, und baut sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So ist des Dichters enges Gemach, wie jener zwischen vier Mauern eingeschlossene zehn Fuß in's Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber stets eine schöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Theile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Kabinets übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes*).

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl durchdrängend, die Straße hinab kam, wo man schon aus weiter Ferne meines Vetters Eckfenster erblickt. Nicht wenig erstaunte ich, als mir aus diesem Fenster das wohlbekannte rothe Mützchen entgegen leuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter seinen stattlichen Warschauer Schlafrock angelegt, und aus der türkischen Sonntagspfeife Taback rauchte. — Ich winkte ihm zu, ich wehte mit dem Schnupftuch hinauf; es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesschnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; sein Gesicht, das sonst runzlicht und faltig,

*) Treue Schilderung von Hoffmann's Wohnzimmer.

einem naßgewordenen Handschuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenschein zur passabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr säße im Lehnstuhl, und sey zu sprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

Et si male nunc, non olim sic erit.

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Ei," rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinet trat, „ei kommst du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnsucht nach dir empfunden? Denn, unerachtet du den Henker was nach meinen unsterblichen Werken frägst, so habe ich dich doch lieb, weil du ein munterer Geist bist, und amüsable, wenn auch gerade nicht amüsant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Compliment meines aufrichtigen Vetters das Blut in's Gesicht stieg.

„Du glaubst," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „du glaubst mich gewiß in voller Besserung, oder gar von meinem Uebel hergestellt. Dem ist bei Leibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen, die dem Haupt des Herrschers abtrünnig geworden, und mit meinem übrigen werthen Leichnam nichts mehr zu schaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmuthige Weise, wozu mein alter Invalide die melodiösesten Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben auf's Neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!"

Ich setzte mich, dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fensterraum Platz hatte. Der

Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken; auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sey, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Deliriren des nahen Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, das das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über den Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in dir glüht. Das erste Erforderniß fehlt dir dazu, um jemals in die Fußstapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines scheckigten, Sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volks? Hoho, mein Freund! mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Primitien der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich herab in die Straße; hier hast du mein Glas, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person

mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräche begriffen, ganz geschwinde andere Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach französischer Art, Turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, so wie ihr ganzes Wesen, zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier in's Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel gerathen. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich in's Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter. Gut Vetter, das Fixiren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut. Bemerkst du wohl jenes Frauenzimmer, die sich an der Ecke dort, unerachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein seidner Hut, der in capriziöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidner Ueberwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbesatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsatz. — Gott sey bei uns! was die seidene Person für wüthende Blicke um sich wirft, mit welcher Wuth sie eindringt in die dicksten Haufen, — wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles feilscht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders seyn, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheim-Secretair nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet, dagegen galt sie bei allen Nachbaren für das häuslichste, wirthschaftlichste Mädchen, und in der That sie ist auch so wirthschaftlich, und wirthschaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheim-Secretair darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheim-Secretairs Wirthschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel selbst kom-

ponirt hat, fortspielt; ungefähr jeden vierten Markttag, wird sie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkst du wohl — doch nein, nein, diese Gruppe, die so eben sich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth's verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein Paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexierwaare, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zu einander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der That ein Paar auffallende Physiognomien! welches dämonische Lächeln, — welche Gestikulation mit den dürren Knochenärmen! —

Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Collision, und also keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt, und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O! sieh', sieh' Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin theilt der Strumpfhändlerin ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechszehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Aeußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von

der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilischer Schlauheit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden Handels einig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Baarschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen, als eine skandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemüthsergötzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verläumdung belohnt. —

Ich. Von allem, was du da herauscombinirst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr seyn, aber indem ich die Weiber anschaue, ist mir, Dank sey es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemüthliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die, in stoischer Ruhe und Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolirten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfwaare, und was weiß

ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrath, wahrscheinlich aus kleinen Auktionen zusammengestümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot des Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Waare selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe, und eben so viel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen bessern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch eben so unter die Schürze steckt, wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmuth des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Uebermuth verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die scurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt unter den Stuhl der Betschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist, und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischer Weise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porcellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichsten Sinne des Wortes. —

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und

um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Theil der Hauswirthschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen, zu häuslicher Gesinnung führen muß.

Der Vetter. Meinst du, Vetter! ich für mein Theil glaube das Gegentheil. Was kann der Selbsteinkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Waare, und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehn, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w., lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparniß der sogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal Statt findet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteh't, wiegt den Nachtheil nicht auf, den der Besuch des Markts sehr leicht herbeiführen kann. Niemals würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Spekulationen liebeseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauschen mit schwarzen Kragen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — — Doch sieh', sieh Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das so eben dort an der Pumpe,

von der ältlichen Köchin begleitet, daher kommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmuth, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forcirtem Angriff den Weg in's Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halbweggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder los zu kommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sey es dem rothen Shawl, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich; dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne Weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen Kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum Erstenmale selbstständig seyn wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denk'st du dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen-Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von ächtem weiblichen Sinn beseelt, und mit jenem jedesmal rich-

tig treffenden Verstande und feinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung — leichtfüßig — mit kecken, unbefangenem Blick in die Welt hinein schauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter, als sie, und zwischen Beiden eine gewisse Cordialität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Shawl ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Ausrangirte Ballchaussüre auf dem Markt! — Ueberhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigenthümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht, so wie es scheint, mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilscht und feilscht, spricht, gestikulirt, alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfnisse, einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet, — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verrathen müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballet, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha getroffen!

Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

Ich. Ich erblicke einen großen, schlankgewachsenen Jüngling, im gelben kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rothes silbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Collegium zu besuchen; — aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Collegium und alles um sich her zu vergessen. —

Der Vetter. So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Comödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Waare appetitlich aufgethürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Desert von Obst bestehen kann; unsere kleine Comödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rothbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmuthiger Knix der kleinen Theaterfee — das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rath und Beistand bei einer sattsam schwierigen Apfelsinen-Wahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmuthige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variirt wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wählen, so viel er will; mich interessirt das nicht, und zwar um so weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Waare feil bieten, das Engelsbild, die allerliebste Geheimeraths-Tochter, von Neuem aufgestoßen ist.

Der Vetter. Nach den Blumen dort schau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandniß. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenflor ausgesuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn, so wie sie der Handel nicht beschäftigt, lies't sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowski'schen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen belletristischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen stehen die Blumen zum Verkauf, — ich das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr, oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten seyn; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen?

Dieser Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftstellereitelkeit regte sich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke sey, was eben jetzt das Mädchen in die phantastische Welt meiner Träumereien versetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preise eines Nelkenstocks, der in einer entfernten Reihe stand. Während daß das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?" das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar ***. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstock; das Mädchen war mir in diesem Augenblick ein viel schätzenswertheres Publikum, als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den süßesten Autorgefühlen, fragte ich mit anscheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „J, mein lieber Herr," erwiederte das Mädchen, „das ist ein gar schnackisches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann ist es so, als wenn man mitten darin säße." Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte; sie wiederholte, es sei ein gar schnackisches Buch, sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sey ihr ganz weinerlich zu Muthe geworden; sie gab mir den Rath, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir Nachmittags von Herrn Kralowski zu holen, denn sie wechsele eben Nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig

von Hybla zu vergleichen, mit dem seligen Lächeln des wonneerfüllten Autors, lispelte ich: „Hier, mein süßer Engel, hier steht der Autor des Buchs, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhaftiger Person." Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das sublime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt sie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des *** in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzuthun, aber es war, als sey sie versteinert, und nichts entschlüpfte ihren Lippen, als: hm — so — I das wäre — wie —. Doch was soll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläuftig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters, war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube an's Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen seyn; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher bei'm Herrn Kralowski mache? — pfeilschnell schoß ich mit meinem Nelkenstock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich gestrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermüthige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt, und überließ sich, indem sie die feisten Arme bald übereinanderschlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Colleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gesprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor sich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem rüstigen Burschen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschen aus dem kleinen Körbchen nascht; wie wird das feine Battisttuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks frägt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Markt's sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt. —

Der Vetter. (Das Gespräch fortsetzend) Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Räthsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen steht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein Billiges, Pflaumenmuß verspendet. Fürs erste, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erst die

großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beseitigt, und dann den gierigen Näschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierkleckschen zuwirft, welches sie sogleich als stattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Caviar des Volks! Bei dem geschickten Vertheilen des Pflaumenmußes, mittelst des geschwenkten Löffels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es sei auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delicate, mit einer dicken Kruste von Zimmt, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittelst eines Dreschflegels vertheilt worden. Jeder der werthen Gäste durfte nur ganz gemüthlich das Maul aufsperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, hast du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Wes Geisteskind ist die tolle abentheuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengrade mit eingebogenem Rücken da steht! Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen starrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe, und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht? —

Der Vetter. Das wirst du gleich erfahren, schau nur aufmerksam hin.

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück — die Sonne scheint hinein — strahlende Reflexe — der Kasten ist mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmußfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht — feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbraunen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupé en coeur frisirt, mit kleinen steifen Löckchen über den Ohren. — Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne Weiteres mit Pflaumenmuß füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann — er windet sich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und schiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete, Vorrath von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört — er setzt den Kasten behutsam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter schaut er blos an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlassen, ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkosend zu berühren; — schnell

hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich, und schreitet, sich mit Gewalt losreißend von dem verführerischen Gegenstand seiner Begierde, von dannen — er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden — ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf; er geht die Charlottenstraße herauf, mit solchem ganz seltsamen Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande hinabgeschneit zu seyn scheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich allein auf seinem Zimmer; — er ist durchaus ohne alle Bedienung, er besorgt alles selbst — an Markttagen holt er, wie du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei seinem armseligen Stübchen belegen, selbst seine Speisen, die er dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank macht, mit gierigem, ja vielleicht thierischem, Appetit verzehrt. Wie geschickt und zweckmäßig er einen alten Malkasten zum Marktkorbe aptirt hat, auch das hast du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch solche

Käuze geben, sagt ein welterfahrner Mann, und er hat Recht, denn die Varietät kann nie bunt genug seyn. Doch mißfällt dir der Mann so sehr, lieber Vetter, so kann ich dir darüber, was er ist, thut und treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, und zwar sämmtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanzmeister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleichzeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Brot. Seit dem Augenblick, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie den engsten Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und verlebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen, als echt alte Franzosen, in lebhafter Conversation, bei frugalem Abendessen. Des Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fechtmeisters Arme durch das Alter entnervt, dem Sprachmeister Rivale, die sich der neuesten pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und die schlauen Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumenkitzler, von den eigensinnigsten Gastronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indessen sein Schäfchen ins Trockne gebracht. Sie zogen zusammen in eine geraume, ganz artige, jedoch entlegene, Wohnung, gaben ihre Geschäfte auf, und lebten zusammen, alt französischer Sitte getreu, ganz lustig und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten der unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein besonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen der Sozietät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fechtmeister besuchen ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziers von höherm Rang, Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmste Praxis, und

sammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihre Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühlt die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke auszumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pastetenbäcker sorgt für die Küche; er kauft eben so gut selbst ein, als er die Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt für jetzt, da eine alte zahnlose Französin, die sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwaschmagd heruntergedient hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins françois zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgethürmt ist. — So habe ich den widrigen cynischen deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemüthlichen französischen Pastetenbäcker umgeschaffen, und ich glaube, daß sein Aeußeres, sein ganzes Wesen, recht gut dazu paßt.

Ich. Diese Erfindung macht deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten schon seit ein Paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die sich aus dem dicksten Gedränge des Volkes empor heben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Ansehen — der Ueberrock von rosarothem schwerem Seidenzeuge ist funkelnagelneu — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen — weiße Glacé-Handschuhe. — Was nöthigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame, sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still, und winkt einem alten,

schmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misère im Hefen des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühsam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrothe, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute, Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft rasch bis in die Mitte der Charlottenstraße, und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um sich auszuruhen, den Korb an die Erde gesetzt, und du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

Ich. Der ist in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Aepfel — ein kleines Brot — einige Heringe in Papier gewickelt — ein Schaafkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt —

Der Vetter. Still, still, Vetter, genug von der Rosenrothen! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderbniß Almosen spendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menschlichen Elends, und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürrte Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorge-

schoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Markt's an derselben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Vetter. Du bist in gar großem Irrthum, lieber Vetter. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feil hält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in, auf Wagen gepackten, Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüsekörben bepackt, wie ein Lastthier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er sich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelst des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Dienste er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, giebt sich, wenn nun seine Kräfte beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hin zu helfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im mindesten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet ist, und sie ihm die ganz, oder nur zum Theil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen seyn, oder sollte auch kein anderer sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichts verrathen, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigenthümlich, sogleich erkennt; es scheint darin

ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührendern Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröthe des Lebens, aber sein inneres Auge strebt schon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Vetter, wie sich bei diesem armen Menschen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausspricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und Keiner daraus verfehlt ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hierin liegt Alles. Schau einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und sag' mir, was du gewahrst.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche derbe Hausmägde; die, mit zum Theil schwer ins Gewicht fallenden Waaren übermäßig vollgepackten Körbe schneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache zu eilen, um ihre Last los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift schnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als nothwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das ist Recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor, und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein ge-

nug zum Akt der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt, — sie ruft ihrer Köchin zu, — es findet sich, daß auch dieser die kleine Münze ausgegangen, — sie muß erst bei den Gemüseweibern wechseln, — endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft, — nun klopft sie den Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein, und schließt ihm die Faust, damit die splendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her, und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuschen hat sie schnell, daß es gewiß Niemand als ich, der ich sie auf dem Kern meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glaue, wohlgemästete Mann im braunen Rocke, der dort so gemüthlich daher geschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger. Auch er bleibt vor dem Blinden stehen, und läßt sich in ein langes Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe, und wühlt so entsetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verstieg. — Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wohl Dank

seyn mag, — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da hast du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation: was ist ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines Andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Werth; — ich kann mich sehr irren, aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüsekörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sey, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, keift sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gemacht hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuthen, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältniß näher nachzuforschen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgespannt sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit rosenrothen Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nämlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Waare geradeüber meinem Fenster am Theater feil bot, und jetzt hinübergewiesen seyn soll auf die andere Seite. Diese Familie besteht aus einem großen robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen,

heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Walde, es würde mich ein wenig frösteln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblicke die liebste auf Erden seyn. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie, im schneidendsten Contrast, ein kaum vier Fuß hoher, seltsam verwachsener Kerl entgegen, der die Possirlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar seltsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militairs, der mit einem solchen Naturspiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Einen Buckel,“ sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!“ —

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden, denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, ist in steter rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort, und müht sich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoroso des Markts, zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört sie nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehn, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stel-

lungen, Gebehrden und Grimassen, Süßigkeiten auszustoßen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner seyn mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm sanft um die Hüften des Mädchens schlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdem dem kleinen Ungethüm freundlich zunicken, und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichem Mutterwitz, dem entschiedenen Talent für's Possirliche, und der Kraft, es darzustellen, begabt. Er ist der Pagliaßo, der Tausendsasa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitsschmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag bestehen; man freuet sich auf seine Späße, und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finsterm, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenstaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Bissen theilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigt mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Riesenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlensäcke den Käufern in's Haus zu schaffen. Ich sah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und aben-

theuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werthen Figur des Kleinen auch nicht das allermindeste, sondern bloß einen ungeheuren Kohlensack, dem unten ein Paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Thier, eine Art märchenhaftes Känguru über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, sieh, Vetter! dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüseweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum und Tuum in heftigen Streit gerathen, und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt, sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen — immer heftiger fechten sie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken sie sich auf den Leib — gleich wird es zum Faustkampf kommen — die Polizei macht sich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen — aus ist der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüsekörben zurück — das Volk, welches nur einige Mal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkst, lieber Vetter, daß dieses während der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf dem Markt entspann und der lediglich durch das Volk selbst beschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gedämpft, daß sich Alles zwischen die Streitenden drängt, und sie auseinanderbringt. Am

vorigen Markttage stand zwischen den Fleisch- und Obstbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Ansehen, der mit dem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit gerieth; er führte ohne Weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unfehlbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen, und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischeraxt, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspekten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Todtschlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit gesetzt werden würde. Die Obstfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verpflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch emporgeschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

wie ein gemalter Wüthrich, und wie partheilos zwischen Kraft und Willen, that nichts.

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heran zu kommen, und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders, als für Alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Vetter. Ueberhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, daß mit dem Berliner Volk, seit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermüthiger Feind das Land überschwemmte,

und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit Einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich Nachmittags nach den Zelten bemühst, und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist. Es ist der Masse so gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geschmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hause, oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falschen Bescheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der Jemanden geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, existirt nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu“ ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau, oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Raçe, auf dem Schaffot endigen, sind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabond, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbniß, doch ein gewisses Point d'Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geschwin-

digkeit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswitz tief beschämt hat. Ich gehe vor's Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen; einer von ihnen, ein höchstens sechszehn, siebzehnjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust bei'm Arm packte. „Will er mich wohl nicht anfassen!" fahre ich ihn zornig an. „Nun, Herr," erwiederte der Junge ganz gelassen, indem er mich mit seinen stieren Augen anglotzte, „nun, Herr, warum soll ich Ihnen denn nicht anfassen; sind Sie vielleicht nicht ehrlich?"

Der Vetter. Haha! dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obstweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man that ihnen sogar die Ehre an, sie Shakespearesch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als pikante Schüssel auftischten. — Sonst war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren Einkauf selbst besorgen zu wollen, ohne sich der größten Unbill auszusetzen. Denn nicht allein, daß das Höckervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmuthige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpatriotische Aszetiker eifern grimmig gegen diesen ver-

mehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volksthümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meines Theils bin der festen, innigsten Ueberzeugung, daß ein Volk, das sowohl den Einheimischen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Karakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Theil auf herbeigekommene Wagen, zum Theil schleppten sie sie selbst fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrath auf großen Schiebkarren fort — geschäftiger zeigte sich die Polizei, Alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; diese Ordnung wäre auch nicht gestört, wenn es nicht hin und wieder einem schismatischen Bauerjungen eingefallen wäre, queer über den Platz, seine eigene neue Behringsstraße zu entdecken, zu verfolgen, und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden, geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche, zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieser Markt," sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfniß des Augenblicks, trieb die Menschenmasse zusammen, in wenigen Augenblicken ist Alles

verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche: es war! nur zu lebhaft aus." — Es schlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat ins Kabinet, und meinte mit verzogenem Gesicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die aufgetragenen Speisen wieder kalt würden. „Also hast du doch Appetit, lieber Vetter?" fragte ich. „O ja," erwiederte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln, „du wirst es gleich sehen."

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten weichgesottenen Ei, und einer halben Mundsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr," sprach der Vetter leise und wehmüthig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches, verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmuth und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will."*)

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!" rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang, und es mit herzzerschneidender Wehmuth erfüllte, „ja Vetter:

Et si male nunc, non olim sic erit!"

Armer Vetter!

---

*) Hoffmann's damaliger Zustand, treu aufgefaßt.

Die Genesung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachsenen Theil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit seinen halb verdorrten, halb grünen Aesten, und seinen malerischen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn so, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon gespitzt, und mich in die gehörige Positur gesetzt, als durch das dicke Gebüsch ein herrschaftlicher Wagen rasselte. Mit Mühe bahnten sich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und es schien in der That ein seltsamer Einfall der Fahrenden, gerade außer Weg und Steg den von hundert anmuthigen Wegen durchschnittenen Wald aufs Neue ohne Noth durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können schienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete sich, und hinaus stieg ein junger, sauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dicken Gestrüpp heraus trat, für den jungen Doktor D . . . erkannte.

Er sah aufmerksam umher, und schien offenbar sich überzeugen zu wollen, daß Niemand in der Nähe sey. Es wollte mich bedünken, als habe sein Wesen etwas besonders Aengstliches, als sey sein Blick seltsam, wirr und unstät. Ich schäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten harmlosen Doktor O... für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir stolzer Weise mit samt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemesis, die im Finstern schleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor O... ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde aufs Neue geöffnet, und hinaus schlüpfte eine junge Dame, so schön, so schlank, so anmuthig, so malerisch in einen Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichsten, rührendsten Roman in der Einsamkeit aus dem Wagen geschlüpft, und die Lunte eines rasselnden, zischenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abentheuern entzündet hat. Du kannst denken, wie ich in der höchsten Spannung durch das dicke Gebüsch schlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihrem Beginnen nicht das Mindeste entgehen zu lassen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövrirt, und hörte jetzt den Doktor sagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unsern Zwecken nicht günstiger seyn kann. Es steht hier ein wunderbarer Baum, dessen Fuß Rasen umgeben; ich selbst habe schon gestern einige Rasenstücke ausgestochen, und eine ganz stattliche Rasenbank zu Stande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle ist einem Grabe gleich, und so ist schon symbolisch angedeutet, was wir hier beginnen wollen; Tod und Auferstehung.“ —

„Ja,“ wiederholte die Dame mit herzzerschneidender Weh-

muth, indem sie des Doktors Hand ergriff, der sie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferstehung!“ —

Mir starrte das Blut in den Adern — unwillkührlich entfloh mir ein leises Ach! Der Satan hatte sein Spiel — die Dame drehte sich um — meine werthe Figur stand dicht vor ihr! Vor Erstaunen hätte ich in die Erde sinken mögen. — Niemand anders war die Dame, als das liebenswürdigste Mädchen in B....., das Fräulein Wilhemine von S... Auch sie schien vor Schreck und Staunen sich kaum aufrecht halten zu können — sie schlug die Hände zusammen, und rief ganz zerknirscht: „Um Gott, o mein Leben! wie kommen Sie hierher, Theodor, an diesen ungelegenen Ort, zu dieser ungelegenen Stunde!“

Die rächende Nemesis mit der Malermappe fiel mir wieder ein, und ich sprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Minos oder Rhadamantus ihre Sprüche verkündigen mögen: „es kann seyn, mein sehr werthes, und bis zu dieser Minute hochgeachtetes Fräulein, daß ich Ihnen sehr ungelegen komme; doch vielleicht sind es die Schicksalsmächte selbst, die mich hierher brachten, um irgend eine ruchrof —“

Der Doktor ließ mich nicht vollenden, sondern fiel mir zürnend in die Rede, indem seine Wangen sich entflammten: „Du bewährst dich wieder heute in deiner alten Rolle, nämlich als Eulenspiegel.“

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte sie zu dem Wagen zurück, an dessen geöffnetem Schlage sie stehen blieb.

Der Doktor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft da stand, und nicht wußte, was ich sagen, was ich denken sollte, wieder zurück, indem er sprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen

Baumstamm Platz nehmen, denn es sind mehr als zwei Worte, die ich dir zu sagen habe.

„Du bist ja in dem Hause des Geheimraths von S... bekannt. Du besuchst seine großen Thees, wo sich hundert Personen die Köpfe zerstoßen, hin und her rennend, ohne daß ein Einziger weiß, was er eigentlich will, in denen ein langweiliges, insipides Gespräch, kaum genährt von den kärgsten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende, nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt, mehrere honette Personen mit Wein begossen, und diverse Torten dagegen unversehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines schmählichen Todes stirbt."

„Wart," unterbrach ich den Doktor, „wart, daß dich Lästerzunge die Frau von H... nicht hört, und dich aus Rache, weil sie selbst an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S... verklagt, die sofort den Bann über dich aussprechen, und dich von ihren Thees gänzlich exkludiren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glück des Lebens davon ab, zu jedem dieser insipiden Thees? Wer benutzt sorglich jede Gelgenheit, das S...sche Haus zu besuchen? — Ei, ei, mein Freund, ich merke was, die schöne Wilhelmine —"

„Lassen wir das," sprach der Doktor, „und bemerken wir, daß dort im Wagen sich Personen befinden, die auf das Ende unsers Gesprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimenraths von S... ist seit undenklicher Zeit eine durchaus hochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicher Seits, war aus der Art geschlagen. Um so entsetzlicher mußte es dem Vater des Herrn Geheimenraths von S... seyn, als sein jüngster Sohn, Siegfried geheißen, wirklich der erste war, der aus der Art schlug. Alles künstliche

Ueberbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüth machte sich Platz, selbst unter den hochadeligen Gemüthern. Man spricht allerlei. Viele sagen, Siegfried habe wirklich an einer Geisteskrankheit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt ihn eingesperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies ist nun der Onkel Siegfried, den du in der Gesellschaft bemerkt haben mußt, wie er mit diesem, oder jenem Gelehrten, den er aufgesucht und gefunden, geistreiche Worte wechselt. Die vornehmen Herren behandeln ihn zuweilen sichtlich als blos tolerirt, welches er ihnen in solch' reichlichem Maaße erwiedert, daß sie besser thäten, davon abzustehen. Wahr ist es, daß er sich zuweilen, vorzüglich wenn sein Geist auf Dinge geräth, in denen man gut thut, die alte Mönchs-Philosophie zu befolgen, nach welcher es rathsam, die Welt gehen zu lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden, als Gutes, viel zu sehr von dem Feuer wahrhaftiger Ueberzeugung hinreißen läßt, so daß die diplomatischen Herren nicht selten mit angekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erschrocken in die entferntesten Winkel des Saales fliehen. Niemand, als Fräulein Wilhelmine wußte ihn dann so geschickt zu umkreisen, daß er sich stets nur bei den vertrautesten Freunden befand, und sehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried von einer schweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da sie feststeht, nachdem der Körper gesund ist, in wirklichen Wahnsinn ausgeartet. Er bildete sich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtsinn der Menschen, die ihre tiefere Erkenntniß verschmähten, die ihre wunderbaren, geheimnißvollen Arbeiten nur für ein reges

Spiel zu kindischer Lust auf dem armseligen Tummelplatz ihrer Lüste hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen. In ewige schwarze Nacht sey nun der sanfte Schmuck des Frühlings, die sehnsüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunden Brust, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß sie als fröhliche Kinder emporsprossen und grünen — grüne Büsche und Bäume werden, im Flüstern und Rauschen die Liebe der Mutter, die sie selbst an ihrer Brust nährt und pflegt, mit süßer Stimme preisend.

„Dahin ist das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkeit der Erde; denn verschmachtend, weinend, verschwimmt das Blau, das alles mit liebenden Armen umschloß. Alle Mittel, dieser Idee zu widerstehen, blieben vergebens, und du kannst denken, daß der Alte der trostlosen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicher Weise diese Idee mit sich bringt, zu erliegen drohte. Ich gerieth auf den Gedanken, auf ganz eigene Weise, zur Heilung des Wahnsinnigen, den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine ist des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in schlaflosen Nächten dadurch einigen Trost in seine Seele zu bringen, daß sie, wenn er im halben Schlummer lag, leise — leise, von grünen Bäumen und Büschen sprach, und auch wohl sang. Es waren vorzüglich jene schönen Worte Calderon's, womit, in der Blume und Schärpe, Lisida das Grün preist, und welche ein kunstfertiger, fein empfindender Freund in Musik gesetzt hat. Du kennst das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die erste Wahl der Welt,
Und was lieblich dar sich stellt! —
Grün ist ja die Tracht des Lenzen,
Und man sieht, um ihn zu kränzen,

Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das schon an und für sich selbst dem magnetischen Halbschlafe sehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beschwichtigende Ideen zu bringen, ist nicht neu. Irr' ich nicht, so bediente sich schon Puysegur ihrer. Du wirst aber nun gleich sehen, von welchem Hauptschlag meiner Kunst ich die völlige Genesung des Alten zu erlangen hoffe." —

Der Doktor stand auf, schritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und sprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und schwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der seltsamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entschuldigen, daß ich geblieben, und in gewisser Art den Lauscher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutschenschlag — ein junger Mann stieg aus, und bald trug dieser, mit Hülfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den schlummernden Alten zu dem seltsamen Baume in der Mitte des Platzes, und legte ihn sanft in bequemer Stellung auf die Rasenbank, die, wie der geneigte Leser es weiß, der Doktor mit eigner kunstgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, schöne Gestalt war in einen langen Ueberrock von silbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demselben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur sparsam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Gesicht, unerachtet die Augen geschlossen, hatte einen

unbeschreiblichen Ausdruck der tiefsten Wehmuth, und doch war es, als sey er in seligen Hoffnungsträumen entschlummert.

Fräulein Wilhelmine setzte sich an das Hauptende der Rasenbank, so daß, wenn sie sich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Athem seine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldstuhl vor dem Alten, so wie es die magnetische Operation zu erfordern schien. Während nun der Doktor sich mühte, den Alten auf die sanfteste Weise aus dem Schlafe zu bringen, sang das Fräulein Wilhelmine leise:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die schönste Wahl der Welt ꝛc.

Der Alte schien den Duft des Gesträuchs, der Bäume, der vorzüglich stark war, da die Linden in voller Blüthe standen, mit unendlicher Wonne einzuathmen. Endlich schlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und starrte um sich, doch, wie es schien, ohne einen Gegenstand deutlich in's Auge fassen zu können. Der Doktor zog sich leise zur Seite. Das Fräulein schwieg. Der Alte lallte kaum verständlich: „Grün!"

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen, daß eine besondere anmuthige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterstützte. In dem Augenblick, als der Onkel das Wort: „Grün!" lallte, fuhr nämlich ein Vogel tirilirend durch die Aeste des Baums, und von dem Flattern seines Gefieders brach ein blühender Zweig, und fiel dem Alten auf die Brust.

Da erwachte die Röthe des Lebens auf dem Antlitze des Alten. Er erhob sich, und rief begeistert mit emporgerichteten Augen: „Himmelsbote, seliger Himmelsbote, bringst du mir den Oelzweig des Lebens, bringst du mir das Grün, bringst

du mir die Hoffnung selbst? Sey gegrüßt, du Hoffnung; ströme über in sehnsüchtiger Lust, blutendes Herz!" —

Plötzlich schwächer werdend, lispelte er kaum hörbar: „Das ist der Tod," und sank auf die Rasenbank, von der er sich zur sitzenden Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehülfe des Doktors flößte ihm etwas Aether ein, und während Fräulein Wilhelmine auf's Neue sang:

In der grünen 2c.

schlug der Alte die Augen auf, und schaute nun mit bestimmtem Blick in der Gegend umher. „Ha," sprach er dann mit ungewisser Stimme, „in der That, dieser Traum neckt mich auf besondere Weise."

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, der, nach dem, was vorausgegangen, um so entsetzlicher erschien. Tief ergriffen, stürzte Fräulein Wilhelmine bei der Rasenbank nieder, faßte beide Hände des Alten, benetzte sie mit Thränen, und rief mit der schmerzlichsten Wehmuth: „O! mein theuerster, bester Onkel, nicht jetzt neckt Sie ein Traum, nein, ein böses — böses Gespenst hielt Sie in entsetzlichen Träumen, wie in schweren Ketten gefangen. O! Himmelsfreude, die Ketten sind gesprengt — Sie haben, bester, theuerster Vater, Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heitere, rege Leben lacht Sie an, mit aller süßen Hoffnung, im schönsten Schmelz des Grüns!"

„Grün!" rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er starrer um sich schaute. Nach und nach schien er die Gegenstände bestimmter zu unterscheiden, und seinen Blick besonders auf gewisse Bäume und Büsche zu heften.

„Onkel Siegfried hat," lispelte mir der Doktor ins Ohr, „Onkel Siegfried hat diesen Ort schon seit vielen Jahren be-

sonders geliebt, und in tiefer Einsamkeit besucht. Vorzüglich mag der wunderbare Baum auch seinen Hang zu wunderlichen Combinationen naturhistorischer Erscheinungen geweckt, und ihn dieser romantische Platz auch von der Seite besonders interessirt haben."

Noch immer saß der Alte, um sich schauend; doch immer weicher und weicher und wehmüthiger wurde sein Blick, bis ein Thränenstrom ihm aus den Augen stürzte. Er faßte mit der Rechten Wilhelminens, mit der Linken des Doktors Hand, und zog sie heftig neben sich auf die Rasenbank nieder.

„Seyd Ihr es, Kinder!" rief er dann mit einer Stimme, deren Seltsamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verstörtes Gemüth zu verkünden schien, welches sich selbst bekämpft und zu sammeln versucht: „seyd Ihr es wirklich, meine Kinder?"

„O! mein bester, gütigster Onkel," sprach Wilhelmine beschwichtigend, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie sind ja hier an einem Platz des Waldes, den Sie stets so liebten — Sie sitzen ja unter dem selt —"

Auf einen Wink des Doktors stockte Wilhelmine, und fuhr dann nach beinahe unmerklicher Pause fort, den Lindenzweig erhebend: „und dieses Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, theuerster Onkel?"

Der Alte drückte den Zweig an seine Brust, und schaute mit Blicken umher, die jetzt erst Lebenskraft, und eine gewisse unnennbare, verklärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er sprach viele leise Worte, die jedem der Umstehenden unverständlich blieben. Dann aber sprang er mit wilder Vehemenz von der Rasenbank auf, breitete beide Arme

aus, und rief, daß der Wald von dem Tone seiner Stimme wiederhallte:

„Gerechte ewige Macht des Himmels, bist du es selbst, die mich an ihre Brust ruft? Ja, es ist das herrliche, rege Leben, das mich umgiebt, das meiner Brust zuströmt, so daß alle Poren sich öffnen, und Raum geben dem seligsten Entzücken!

„O! Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis der Mutter würdig genug! O! Grün, Grün! mein mütterliches Grün! Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des Höchsten lag — nie hast du der Menschheit gezürnt! Nimm mich auf in deine Arme!"

Es war, als wollte der Alte rasch vorwärts schreiten, doch knickte er im jähen Krampf zusammen, und sank leblos nieder. Alle erschraken heftig; keiner aber wohl mehr, als der Doktor, der befürchten mußte, daß seine gewagte Kur auf entsetzliche Weise mißlingen könne. Doch nur wenige Secunden war der Alte mit Naphta und Aether bedient worden, als er die Augen wieder aufschlug. Und nun begab sich das Merkwürdigste, was Niemand, und am allerwenigsten der Doktor, hatte vermuthen können.

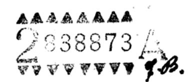
Von Wilhelminen und dem Doktor umfaßt, ließ der Alte sich auf dem schönen Platze herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer, wurde sein Antlitz, sein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Phantasie, ein heller Verstand, immer mehr siegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron, und zog mich ins Gespräch. Endlich fand der Baron, daß für die erste Ausfahrt nach so langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab sich auf den Rückweg.

„Es wird schwer halten," sprach der Doktor leise zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde Alles anwenden, zu verhüten, daß er um des Himmels Willen nicht schlafe. Wie leicht könnte dieser Schlaf einen feindseligen Karakter annehmen, und dem Alten Alles, was er sah und empfand, wiederum als Traum verschwimmen lassen."

Einige Zeit nachher hatte sich im Hause des Geheimenraths von S... eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von seiner Krankheit genesen, und seltsam genug schien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Residenz, zur Freude des liebenden Bruders, und bezog seine schönen Güter, deren Verwaltung der Doktor O..., seinen Doktorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürsprache einer edlen Prinzessin bewirkte es, daß der stolze Geheimerath von S... die Hand seiner Tochter Wilhelmine dem Doktor O... nicht länger verweigerte.



Inhaltsverzeichniß sämmtlicher Bände.

Die Geheimnisse.
Der Elementargeist.

Band XII. Erzählungen aus Hoffmann's letzten Lebensjahren. 2. Theil.
Datura fastuosa.
Meister Johannes Wacht.
Die Marquise de la Pivardière.
Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden.
Haimatochare.
Der Feind.
Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes.
Des Vetters Eckfenster.
Die Genesung.

Verbesserungen.

In den Serapions-Brüdern ist in allen Ausgaben zweimal Perti statt Perli und Preti zu lesen.

Band VII. S. 111. Z. 1. Solofänger st. Solosänger.

— „ 227. „ 24. Stoßgeier st. Stoßgeiger.

Berlin, gedruckt bei G. Reimer.



